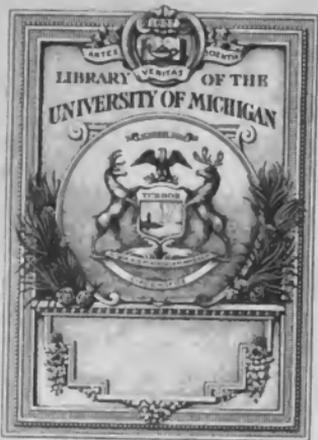


Zu Julius Caesar

Franz Cramer



REALGYMNASIUM

ZU
MÜLHEIM AM RHEIN.

878
C 20
C 89

Beilage

zum

Jahresbericht über das Schuljahr 1885—86.



Inhalt:

Zu Julius Caesar. Vom Direktor Dr. Franz Cramer.

Vorangeschickt ist eine Rede zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät
des Kaisers und Königs Wilhelm I.; gehalten am 22. März 1886
vom ordentlichen Lehrer Dr. Paul Goldscheider.



MÜLHEIM AM RHEIN.
DRUCK VON C. G. KÜNSTLER Wwe.
APRIL 1886.

1886. Progr. Nr. 442.

878
C20
C89



Rede

zur

Geburtstagsfeier Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I.

von Dr. Paul Goldscheider.

Hochgeehrte Anwesende! Liebe Schüler! *

Der Geburtstag unseres Kaisers und Königs ist für uns seit Jahren zugleich ein Tag freudigen Stolzes und nationaler Erhebung. Wir gedenken nicht nur des Bandes inniger Liebe und Verehrung, welches uns mit unserem gerechten und weisen Landesfürsten verbindet: Wir fühlen uns auch als Glieder eines starken und mächtigen Reiches, eines gewaltigen Organismus, welcher den Feinden Schrecken, den Freunden Bewunderung einflösst. Es war nicht immer so! Immer aber war es dem Preussen vergönnt, mit Liebe und Verehrung zum Throne emporzuschauen und Freude und Leid seines Fürstenhauses zu seinem eignen zu machen. Wenn uns der Ausländer in den Jahren unserer politischen Erniedrigung verspottete: Diesen Ruhm konnte er uns nicht rauben; und wenn ihm eine solche Anhänglichkeit seltsam erschien, so dürfen wir uns darüber nicht wundern: Es giebt kein zweites Haus wie das der Hohenzollern! Aber noch einen andern Ruhm musste er Preussen, musste er Deutschland lassen. In den verflorrenen Jahrhunderten war die Gedankenwelt des Deutschen unselbständig geworden und in sklavische Abhängigkeit von den Fremden geraten. Aber in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts regte der deutsche Genius mächtig seine Fittiche; unsere Litteratur und Kunst, unsere Philosophie, unsere gesamte Wissenschaft gewann eine Höhe und Bedeutung, welche derselben die unbestrittene Führerschaft erwarb. Ehe wir eine politische Grossmacht wurden, waren wir schon — Dank unseren Lessing und Kant, unseren Goethe und Schiller, unseren Wilhelm und Alexander von Humboldt und so vielen anderen, — eine geistige Grossmacht. Diese deutsche Wissenschaft und Kunst hatte einen ganz eignen Charakter. Sie zeigte neben der grössten Sorgfalt des Details einen vorherrschenden Zug zu philosophischer Allgemeinheit, welcher sie von allem Ähnlichen aufs bestimmteste unterscheidet. Dem Ausländer, welcher die Bedeutung unserer inneren Bildung und Kultur nicht mehr leugnen konnte, blieb nur noch eines übrig: Er gestand uns zu, dass wir Dichter, Philosophen und Gelehrte wären; aber er nannte uns unpraktisch, Phantasten und Träumer. Die Geschichte der letzten 20 Jahre wird ihm zu genüge bewiesen haben, dass wir auch praktisch sind, dass unsere angestrengte Sorge für innere Bildung und Kultur auch ihre Früchte getragen hat. Denn bitteres Unrecht würden wir den grossen Kulturträgern, würden wir der ganzen Vergangenheit unseres Volkes zufügen, wenn wir dasjenige, was in den letzten Decennien geschehen ist, auch ausschliesslich für Thaten der letzten Decennien hielten. Die Samenkörner zu dieser Ernte sind über unsere ganze Vergangenheit reichlich verstreut; wohl uns, dass in unserer Zeit die grossen Männer erstanden sind, welche zu ernten wussten, was die Vorfahren gesät!

* Der Abdruck erfolgt auf Grund des mehrfach aus der Zuhörerschaft laut gewordenen Wunsches.

Denn die grossen politischen Gedanken, welche wir jetzt zu Ehren Preussens und Deutschlands verwirklicht sehen, haben längst in dem Kopf und dem Herzen deutscher Männer geglüht. Nirgends finden wir dieselben schärfer präcisirt und lebensfähiger als bei Wilhelm von Humboldt; und es sei mir gestattet, an dem heutigen Tage die politischen Ideen desselben im Zusammenhange mit seinem ganzen Leben und Denken in der Kürze darzustellen.

Dieser geniale Denker, einer der grössten Gelehrten seiner und aller Zeiten, war zugleich ein praktischer Politiker ersten Ranges. In seinen zahlreichen politischen Denkschriften finden wir ein Programm, welches die jetzt vollzogene Abgrenzung Deutschlands nach Westen, die Einigung desselben unter der Hegemonie Preussens und eine der Reife des Volkes entsprechende Verfassung zur Grundlage hat. Und diese Gedanken haben bei ihm nicht etwa nur den Wert vorübergehender Stimmungen, geistreicher Einfälle; sondern sie berücksichtigen bis in die feinsten Nuancen hinein alle lokalen und historischen Verhältnisse und beruhen auf sorgfältigster Kenntnis des juristischen und politischen Details. Denn die gar nicht so selten vorkommende Vereinigung praktisch-politischen Könnens und theoretisch-wissenschaftlicher Produktion finden wir nirgends in so glänzender Weise vollzogen wie bei Wilhelm v. Humboldt. Bei den meisten anderen tritt doch in deutlich wahrnehmbarer Weise der Gelehrte gegen den Staatsmann oder der Staatsmann gegen den Gelehrten zurück. Aber dieser Mann ist auf beiden Gebieten gleich gross. Mit allen Richtungen geistigen Schaffens und Webens unserer klassischen Litteraturepoche steht Wilhelm v. Humboldt empfangend und gebend im engsten Zusammenhange. Für den Vater Theodor Körners genögte die freundschaftliche Stellung, welche derselbe zu Schiller einnahm, um ihm für immer in der Entwicklung unserer Litteratur einen Ehrenplatz zu sichern. Aber die freundschaftlichen Beziehungen Humboldts zu Schiller waren nicht unbedeutender und beruhen noch weit mehr auf geistigem Verständnis für den grossen Dichter. Und Humboldt nahm eine ähnliche freundschaftlich-mitarbeitende Stellung zu einer ganzen Reihe bedeutender Männer ein. Er war der Freund des unglücklichen Georg Forster, des Weltumseglers, welcher seine Begeisterung für die französische Revolution mit einem tragischen Schicksal büssen musste; er war der bewundernde Freund Goethes, dessen Meisterwerk ‚Hermann und Dorothea‘ er in einem bedeutenden Buche ästhetisch zergliederte und erklärte; er war der Genosse der naturwissenschaftlichen Studien seines Bruders Alexander, der ihm von seinen Reisen Material zum Studium der amerikanischen Sprachen mitbrachte und den er in Gedichten verherrlichte; er war der geduldige Freund des grossen Philologen Friedrich August Wolf, durch den er zu seinen eignen eingehenden Altertumsstudien angeleitet wurde, als deren Frucht wir seine Nachbildung Pindarischer Hymnen und des Äschyleischen Agamemnon besitzen; er war ebenso der vertraute Gesinnungsgenosse des Freiherrn von Stein, der ihn als einen geistvollen, geschäftserfahrenen, arbeitsamen, gutgesinnten Mann bezeichnet. Am innigsten freilich war sein Verhältnis zu Schiller, welchem er in der Herausgabe ihres Briefwechsels ein bleibendes Denkmal stiftete. Der frühe Tod Schillers war das schmerzlichste Ereignis, welches Humboldt treffen konnte. In langen Jahren, schrieb er damals von Rom aus, werde ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten ewig aufgelegt, in langen Jahren eine solche Kunst des Schreibens und des Redens nicht wieder erstehen. Aber Humboldt berührte sich mit demselben nicht nur

in ästhetischen, sondern auch in metaphysischen Studien; die Philosophie Kants war auch ihm eine Quelle höchster geistiger und sittlicher Erhebung; und die moralische Kraft, welche von den Lehrsätzen des grössten Philosophen ausgeht, konnte sich nirgends wirklicher bethätigen, als in dem Leben dieses Mannes: Er war ein zugleich energischer und reiner Charakter!

Und doch waren alle diese Studien nur erst die Vorbereitung zu seiner wissenschaftlichen Thätigkeit auf einem Gebiete, auf welches er erst allmählich gefahrt wurde und das er dann als das eigentliche Feld für seine merkwürdige Begabung mit dem grössten Eifer anbaute: Die Sprachwissenschaft. Schon vorher im Besitz einer Anzahl von Sprachen, die er zum Teil wie seine Muttersprache beherrschte, besuchte er im Jahre 1800 von Paris aus die baskischen Provinzen Frankreichs und Spaniens und sammelte die Sprachreste des uralten iberischen Stammes. Von der Untersuchung dieses Idioms ausgehend dehnte er seine Forschungen immer weiter und weiter aus über alle Sprachen, deren er habhaft werden konnte. Er durchforschte ebenso die erstorbenen Sprachen des Sanskrit und Kawi, der heiligen Litteratursprache der Javanesen, wie alle noch lebenden Sprachen Asiens, Amerikas und Australiens. Seine Produktion war ebenso erstaunlich wie sein Wissen. Eine ganz neue Auffassung der gesamten Sprachwissenschaft rührt von ihm her; die Sprachphilosophie wurde erst von ihm als wissenschaftliches Gebiet entdeckt und behandelt.

Dieser universelle Gelehrte war auch als Staatsmann wiederum universell: Er bewährte als Minister an der Spitze des Unterrichts und dann der ständischen Angelegenheiten alle Eigenschaften eines hervorragenden Verwaltungsbeamten, und er zeigte als Gesandter eine solche Vertrautheit mit der Diplomatie, dass sie seine einzige Lebensaufgabe zu sein schien. Er war auf beiden Gebieten zugleich litterarisch thätig. Ja, gerade in seinen politischen Denkschriften zeigte sich die ganze Feinheit und Gewandtheit seiner genialen Natur. Theoretisches Durchdenken der Verhältnisse und praktische Anschauung derselben durchdrangen einander auf das genaueste. Hier war keine Rede von dem Aussprechen kahner Anforderungen an den Staat, welchen derselbe praktisch Folge zu leisten ausser stande ist. Hier war ebensowenig eine gedankenlose Routine, welche sich mit der gewohnheitsmässigen Ausübung einer mechanischen Fertigkeit begnügt. Hier war vielmehr ein grosser, unausgesetzter auf das Ideale gerichteter Sinn, welcher jedoch auf Schritt und Tritt den Forderungen des Lebens gerecht wird. Durchaus nur auf historischer Grundlage bauten sich alle seine Reformvorschläge auf; nichts sollte übereilt, nichts in die Luft gebaut werden. Diesen Charakter zeigt sogleich seine politische Erstlingschrift, welche er im Alter von 24 Jahren verfasste; Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen. Auch sie hatte einen praktischen Zweck. Sie sollte seinem Freunde, dem Coadjutor v. Dalberg, welcher damals Statthalter von Erfurt war und in dem man den künftigen Kurfürsten von Mainz erblickte, Fingerzeige für seine Regierung geben. Die Schrift steht unter dem Eindrucke der französischen Revolution; aber seine Auffassung derselben unterscheidet ihn sofort von derjenigen seiner meisten Zeitgenossen. Er erkennt etwas Richtiges in der Idee derselben an; aber er verwirft den Gedanken, mittels der blossen Vernunft eine Verfassung zu schaffen. Die blosse Vernunft ist, sagt er, wo es sich um praktische Schöpfungen handelt, unzulänglich; vollends unzulänglich zur Bestimmung der Zukunft. Wenn er sich in dieser Beziehung von den in seiner Zeit herrschenden An-

schauungen frei macht, so zeigt ihn ein anderer Umstand durchaus als ein Kind derselben. Er steht dem Staate, dessen Verfassung er konstruieren will, mit fast völliger Teilnahelosigkeit gegenüber. Er liebt den einzelnen Menschen und die ganze Menschheit, aber die Liebe zum Vaterlande ist ihm wie seinem ganzen geistreichen Zeitalter abhanden gekommen. Er liebt Deutschland, weil er die deutsche Sprache, die deutsche Poesie liebt: Sonst war es ihm nichts. Aber die Not und das Elend des Vaterlandes weckten auch in ihm den Patriotismus, der so lange geschlummert hatte. Er war seit Jahren preussischer Gesandter in Rom, und der italienische Himmel, die klassische Umgebung hielten ihn so ganz gefesselt, dass er an nichts anderes dachte, als sein ganzes Leben in Rom hinzubringen. An der Pyramide des Cestius, bei dem Grabe seines in der Blüte der Jahre gestorbenen Knaben hoffte auch er einst zu ruhen. Aber die unglückliche Schlacht bei Jena, der schmachvolle Tilsiter Friede schüttelten ihn gewaltsam aus seinen ästhetischen Betrachtungen auf. „Wir alle sind unglücklich,“ schrieb er damals von Rom aus, „die ein froher und harmloser Kreis einst umschloss. Die Samen unseres Unglücks lagen in unserer damaligen Sorglosigkeit.“ Jetzt zögerte er keinen Augenblick, soviel an ihm war, zur Rettung des Vaterlandes beizutragen. Am 6. Januar 1809 erging von Königsberg aus die Aufforderung an ihn, in der neugebildeten Regierung die Stellung eines Direktors der Sektion für Kultus und Unterricht zu übernehmen. Stein war zum zweiten Male entlassen; die Napoleonische Acht nötigte ihn, in den Österreichischen Staaten Schutz zu suchen. Es galt auch nach seiner Entfernung die grosse Idee desselben: Wiedererweckung des Vaterlandes von innen heraus — zur Durchführung zu bringen. Die Reste des Mittelalters, besonders die Erbunterthänigkeit, waren zu beseitigen, die vorher getrennten Stände einander zu nähern, die Wehrkraft des Landes sollte auf der Wehrpflicht des Bürgers beruhen. Derselbe musste für eine bessere Zukunft zuerst erzogen werden: Auf der geistig-sittlichen Bildung des heranwachsenden Geschlechts ruhte die Hoffnung des Vaterlandes. Und eben hier griff Humboldt mit energischer und umfassender Thätigkeit ein. Sein Hauptaugenmerk galt dem Elementarunterrichtswesen. Er verschaffte sich Einsicht in die Methode Pestalozzis und brachte dieselbe zu sofortiger praktischer Durchführung. Fortan kam es nicht mehr auf ein mechanisches Abrichten an, sondern der Unterricht ging stufenweise von der Anschauung aus und wurde in den Dienst der Erziehung gestellt. Dem Gymnasialunterricht steckte Humboldt höhere Lehrziele. Sein eigenes Werk war die Errichtung der Berliner Universität. Mitten in dem nationalen Unglück eine höchste Bildungsstätte zu schaffen; Dieser seltsame Gedanke war ebenso gross wie politisch bedeutungsvoll. Humboldt hoffte dadurch das Vertrauen der nichtpreussischen Staaten Deutschlands zu erzielen. In seiner Eingabe an den König heisst es: „Ew. Majestät werden sich dadurch alles, was sich in Deutschland für Aufklärung und Bildung interessiert, auf das festeste verbinden, einen neuen Eifer und neue Wärme für das Aufblühen der Wissenschaften in Ihren Staaten erregen, und in einer Zeit, in welcher ein Teil Deutschlands verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebiethern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehoffte Freistatt eröffnen.“ Er wusste eine Reihe wissenschaftlicher Grössen für die neue Akademie zu gewinnen: Fichte, Schleiermacher, Wolt, Böckh, Reil, Savigny. Als endlich die Stunde der Befreiung schlug, leistete er als Diplomat die wichtigsten Dienste. Seinem behutsamen Auftreten in Wien war Österreichs Beitritt zum Kriege zu danken.

Er begleitete sodann die Verbündeten im Hauptquartiere, er zog mit ihnen in Paris ein und er folgte den Monarchen auf ihrer Excursion nach London. Er war schliesslich zusammen mit dem Fürsten Hardenberg der Vertreter Preussens auf dem Kongress in Wien. Seine Arbeiten erwarben ihm alsbald das Vertrauen aller Kongressmitglieder. Selbst Talleyrand, welcher für den ersten Diplomaten des Jahrhunderts gehalten worden war, erklärte, dass er sich Humboldt nicht gewachsen fühle. Er nannte ihn das fleischgewordene Sophisma. Dabei verschmähte aber Humboldt alles, was irgendwie einer Intrigue ähnlich sah. Seine Waffe war lediglich die Gewandtheit der Diskussion, die Beherrschung der Sprache, die kalte und undurchdringliche Ruhe, welche der sonst so warm empfindende Mann in den Verhandlungen zu behaupten wusste. Sein ganzes Streben galt lediglich der Sicherheit Deutschlands, der Grösse Preussens. Selbst Stein tritt für die Hegemonie Österreichs. Humboldt bewies, dass Österreich ein ganz undeutscher Staat sei; das grösste Interesse an Deutschland habe vielmehr Preussen, und dieses sei nicht, wie Österreich, auf die Politik des Stillstandes gegründet. Nach der Rückkehr Napoleons und dem nochmaligen Ausbruch der Feindseligkeiten drang Humboldt aufs entschiedenste auf Sicherung der deutschen Grenzen. Capo d'Istria hatte behauptet, Schonung und Versöhnung Frankreichs bezeichne das Ende des Krieges; nicht mit einem Feinde, sondern mit einem Verbündeten müsse man Frieden schliessen. Humboldt hielt der russischen Politik entgegen, dass der Wille des französischen Volkes Napoleon auf den Thron zurückgerufen habe. Frankreich im Innern zu beruhigen, stehe nicht in unserer Macht; wir müssen uns eine gesicherte Grenze verschaffen, wir müssen die Festungen in Besitz nehmen, welche Frankreich als Stützpunkte bei seinen Angriffen gebraucht. Nicht erst seit Napoleon richtet sich Frankreich erobernd gegen Belgien und Deutschland: Wir haben ungerechte Eroberungen zurückzufordern. — Wir wissen, dass alle diese Forderungen erst in unserer Zeit erfüllt sind. Humboldt stand trotz seiner aufreibenden Thätigkeit schliesslich allein da. Die Resultate entsprachen nicht den Opfern des preussischen Volkes; die übrigen Mächte triumphierten.

Nach dem Scheitern seiner beiden anderen Ideen gab es für Humboldt nur noch einen einzigen Gedanken, welcher ihn an die Politik zu fesseln vermochte: Wenigstens in Preussen die im Kriege errungene Selbständigkeit des Volkes zu einer dauernden zu machen und in gesetzliche Bahnen zu leiten. Humboldt trat zum Zwecke der darauf bezüglichen Verhandlungen an die Spitze der ständischen Angelegenheiten in eine eigens für ihn geschaffene Stellung. Er allein war imstande, der schwierigen Aufgabe wirklich gerecht zu werden. Seine Geburt und sein Stand näherte ihm die Anhänger des Alten; seine moderne Bildung imponierte den Vertretern des Neuen; sein Reichthum und seine Unabhängigkeit machte die Reinheit seiner Absichten über jeden Zweifel erhaben. Sein Programm zerstörte nichts von dem, was er vorfand. Er erhielt den Adel aufrecht und er knüpfte das Bürgerrecht an die Zugehörigkeit zu einer Korporation; Aber er suchte alles mit dem neuen Geiste der Hingebung an das Ganze zu erfüllen. Er verlangte Unabsetzbarkeit des Richters, Unabhängigkeit der Presse und des Gewissens; aber er verlangte, dass die Freiheit massvoll auftrete, wie er selbst. Es ist kein Zweifel, dass die Durchführung seines Programms Preussen vor Stürmen und Unglück gewahrt haben würde. Aber leider musste er auch hier, wie bei seinen beiden andern Ideen, der Schwäche und der Intrigue weichen. Die österreichische Partei drängte auf seine Entfernung. Am 31.

Januar 1819 erhielt Humboldt seinen Abschied. Er ging, mit Verzichtleistung auf jede Pension und ohne Groll; mit der königlichen Familie blieb er auch weiterhin im freundlichsten Einvernehmen und nicht selten wurde er durch den Besuch derselben in seinem Hause geehrt. Wenige Monate nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste las er in der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über Begriff und Wert des vergleichenden Sprachstudiums, welchem er bis zu seinem Lebensende angehörte.

Wilhelm von Humboldt starb im Jahre 1835. Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, seine politischen Gedanken Gestalt gewinnen und in die Wirklichkeit treten zu sehen. Wir werden den Munn darum nicht gering achten, weil es ihm nicht gelang, den Widerstand der unglücklichen Zeitverhältnisse zu brechen. Wenn wir ihn aber mit den Männern der That vergleichen, welche das Neue Reich heraufgeführt haben, so bemerken wir leicht den Unterschied und, wenn wir so wollen, die Schwäche Humboldts. Sie hängt aufs engste mit seiner Grösse zusammen. Nicht etwa, dass er unpraktisch und energielos gewesen wäre! Beides war nicht der Fall. Aber ihm war die Sorge für den Staat nur eine erhabene Pflicht, für welche er sich opferte, wie er es von Kant gelernt hatte. Als ihm sein Werk misslang, war damit keineswegs seine Existenz gebrochen. Vielmehr schien ihm ein nur geistigen Aufgaben gewidmetes Leben, zu welchem er jetzt zurückkehrte, erst das wahre, wirklich menschenwürdige zu sein. Dem grössten Staatsmanne unserer Zeit dagegen ist die Sorge für die Grösse Deutschlands und Preussens eine glühende Leidenschaft, das einzige Ziel seines rastlosen Denkens und Handelns. Und unser Kaiser und König ist ganz Kaiser und ganz König: Er geht ganz auf in seinem grossen und schweren Berufe. Er erfüllt alle Obliegenheiten desselben, ebenso die wichtigen Akte von historischer Bedeutung wie jede tägliche Wahrnehmung der Repräsentation seiner kaiserlichen Würde, mit vollkommener Hingebung an seinen Beruf. Er ist das lebendig gewordene Ideal eines Herrschers. Und eben dadurch ist in die Wirklichkeit getreten, was Wilhelm v. Humboldt geträumt und geplant hatte: Die Grenzen Deutschlands sind gesichert, Preussen ist der starke Hort der deutschen Einheit geworden, und das preussische Volk steht in selbständiger Kraft neben dem erhabenen Herrscherhause, mit welchem es durch die Bande inniger Liebe und Verehrung verknüpft ist. Dank ihm, der uns dieses Werk geschaffen hat! Möge weiterhin kein Unglück, keine bittere Erfahrung den Lebensabend des grossen und guten Munnes trüben, dessen Geburtstag wir heute festlich begehen!



Zu Julius Caesar.

Briefe an einen jungen Pädagogen.

I.

Mülheim am Rhein, 12. April 1886.

Unser Zusammenleben in den letzten Herbstferien, mein lieber Neffe, hat auch mir recht angenehme Erinnerungen hinterlassen. Die Tage haben mich erfrischt, nicht allein wegen des Naturgenusses, sondern auch weil sie mir Gelegenheit geboten haben, mich über so manches auszusprechen, was Amt und Erfahrung mir seit Jahren auf die Seele gelegt hatten. In unsern Plauderstunden fand ich fast die Beredsamkeit der mit dem Wort leicht fertigen Jugend wieder, wenn ich mit Euch im Morgenduft hinauswanderte oder am Ufer unserer lieblichen Mosel ausruhte, oder gar am Abend, hinausblickend auf Strom und Berge und Himmel, den Sokratischen Becher genoss. Proveniant laeti sic mihi saepe dies!

Dass Du den Wunsch aussprichst, ich möchte Dir auch weiterhin Fragen verstaten, nuttet mich freundlich an, insbesondere, dass Du über Caesar, den Du Deinen Tertianern mundgerecht zu machen hast, etwas lesen willst. Du wirst doch nicht zu strengem mit mir ins Gericht gehen? Du glaubst ja trotz Deiner zeugnismässig beglaubigten Gelehrsamkeit noch etwas von einem väterlichen Freunde, dessen Studien vor die Zeiten der neusten wissenschaftlichen Entdeckungen fallen, lernen zu können. Freilich wirst Du unter den jungen schneidigen Doctoren in Eurer Stadt ein weisser Hase sein. Gewiss mit Recht rühmen sich diejenigen des allerwichtigsten Wissens, die zuletzt an den Brüsten der alma mater sich Kraft getrunken haben, besonders wenn sie recht tief in die dunkeln Schachte der Wissenschaft eingedrungen sind und z. B. wie Du, ‚codices kolationiert‘, aus Nonius Marcellus und seines Gleichen Fragmente gesammelt und vielleicht gar

dem alten Welcker ‚Absurditäten‘ nachgewiesen haben. In der Klasse mag dann freilich wohl vorkommen, — minima non curat praetor — dass ‚der Marsen Rind‘ in Italien sich streckt, oder dass man von pluralia tanta redet, oder den Erlkönig mit ‚terrestrischen Einflüssen‘ und der nordischen Naturreligion in Verbindung bringt; Deinen Kollegen N. hörte ich einmal übersetzen: Socrates non emolumentum causa, sed frustra invenies edocebat. Dafür hat er aber einen trefflichen Aufsatz über das äolische Digma geschrieben und einen andern über den Unterschied von et, ac und atque; auch pflegt er sehr kräftig über Utilitarismus, Materialismus, Americanismus zu reden und die Bauausier mit ihren Schloten in Acht und Aberacht zu thun. Du selbst scheinst ruhiger geworden zu sein, und was mehr ist, duldsamer, seitdem Du in gewissen Kreisen verkehrst. — Das ‚Raisonnieren‘ willst Du Dir abgewöhnen; die ‚erhitzten Phrasen, die übertriebenen Forderungen, das endlose Projekteschnieden auf unsern Versammlungen und Konferenzen‘, von denen Jäger spricht, sind auch Dir zuwider. Mag ja sein, dass auf Eurer jüngsten Zusammenkunft etwas zu viel in Ideellem und Idealem, überhaupt in Zukunftspädagogik ‚gemacht‘ worden ist; immerhin verkehre ich lieber in Kreisen, wo man über solche Dinge frei von der Leber weg redet, als in denen, wo man sein Glas Echtes mit Plathheiten über die ‚Schulmeisterei‘ würzt und den eigenen geistigen Jammer durch Ohrenbläserei oder noch Schlimmeres zu verdecken sucht. Es ist gewiss ein gutes Zeichen, dass Dir eine tüchtige Natur, wie Jäger mit seiner freimütigen Unumwundenheit

und seinem wohlmeinenden, mitunter etwas scharfen Humor zusagt. Lass Dir seine Lehre Richtschnur sein, dass der Lehrer sein Stück Weltverbesserung am besten damit beginnt, sich selbst zu verbessern. Aber immer kann ich Jägers behaglichem Spott doch nicht zustimmen; manches seiner witzigen Worte gleicht einem unangenehmen Trunk, den man hie und da zum Schaden der Gesundheit hinunterschluckt. Nach der negativen Seite fällt auch er in die von ihm verhöhlte Hyperbel. Dass er sich gerne des kalten Strahles bedient, liegt nun einmal in seiner Art; da mag denn freilich mancher warmblütige und begeisterte junge Pädagoge das Gefühl eines römisch-irischen Bades haben, vielleicht auch mit demselben günstigen Erfolg, wenn nachher die Rückwirkung eintritt. Man schreibt und redet viel von einer Reform des Gymnasiums. Der wertvollste Beitrag zu dieser Reform würde sein, wenn das Gerede darüber aufhörte. Dieses Paradoxon verstehe ich, wenn es v. Rochow ausgesprochen hätte: im Munde Jägers verstehe ich es weder an sich, noch in dem vorliegenden Falle; er selbst sagte doch, wenn ich nicht irre im vorigen Jahre auf dem Gürzenich, seine Reden sollten in Zukunft alle in Catonischer Art schliessen: *ceterum censeo, latinam linguam esse amplificandam*. Da wir gerade bei den jüngsten Jägerschen Thesen sind, so will ich nicht unterlassen, von der Behauptung Akt zu nehmen, dass ein Unterricht utilitarisch sein kann, ohne unwissenschaftlich zu werden. Warum? Darüber ein andermal. Für heute möge uns noch ein Wort aus seinem 'Testament' zu einigen Bemerkungen über die Behandlung von Caesars B. G. überleiten. Da heisst es No. 58: 'Auch wirst Du jetzt viel von Nationalerziehung und vom nationalen Standpunkt bei der Erziehung hören. Du bist doch auch national, Du —? Kannst Du mir sagen, wie man das anfängt, die Nationalerziehung? — es soll ja dicke Bücher darüber geben?' Ich rate Dir, lieber Neffe, dadurch Dich nicht abschrecken zu lassen,

nicht nur zu denken, sondern auch gelegentlich recht laut zu sagen, dass Du national gesinnt bist; das thut wahrlich not; jeder, der es kann, soll kräftig mit rufen und mit raten, wie man das anfängt, die Nationalerziehung. Wer es weiss, das ist der *praeceptor gentium* Bismarck, aber der kann sich leider wenig um die kleine Schulmeisterwelt kümmern, weil er die grosse politische Universität zu regieren hat. Und Kollege Jäger, der ein politischer Mann und ausserordentlicher Professor der Geschichte für das Volk ist, weiss es auch, und seine Gegner wissen es erst recht. Dass man das Wort 'national' viel gebraucht, macht es wahrlich noch nicht zur Phrase, das beweist nur, dass man seiner viel bedarf. Siehe Polendebatte. Irre ich nicht, so deutet Jäger auf ein Werkchen von Ostendorf hin: 'Unser höheres Schulwesen gegenüber dem nationalen Interesse. Düsseldorf, Schaub 1874'. Ich empfehle Dir trotz des Spottes dieses Buch zu recht eingehender Prüfung; es enthält gar viele ausgereifte und recht beherzigenswerte Gedanken, wie denn überhaupt unser verstorbener Ostendorf, obgleich man ihn mit dem Ausdruck 'Projektentmacher' s. Z. ablehnen zu können glaubte, ein sehr kluger, erfahrener und vorausschauender Pädagoge war, dessen Gedanken und Vorschläge heute als das geschätzt werden, was sie sind: unverwerfliche Bausteine für die Zukunft. Hat doch noch jüngst der grosse und einflussreiche deutsche Ingenieur-Verein, beraten von angesehenen Schulmännern, Resolutionen ganz im Sinne Ostendorfs gefasst. Das deutsche Volk, welches im neuen Reiche wachsend sich wahren und wehren muss, kommt nicht aus mit einer Schule, die in vornehmer Grandezza einherschreitend das Treiben rund herum verachtet, sondern es bedarf für seine Söhne, die im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen geboren sind, einer mit Naturnotwendigkeit aus der heutigen Bildung und dem gesamten nationalen Wesen hervordachsenden Lehranstalt. Historisch Hergebrachtes aus Eigensinn, Schlandrian oder

Bequemlichkeit um jeden Preis halten wollen, ist Thorheit. Auch Schulorganismen sind Kinder der Zeit, die mit ihr entstehen, leben und sterben, sofern sie nicht dem einst herrlichen Gemahl der Eos, Tithonus gleich infolge ihres Nichtsterbenkönnens verkümmern wollen. Nicht in der ‚Concentration‘ durch die Altertumswissenschaft oder irgend eine andere ruht die Kraft und Wirksamkeit der Schule, sondern in der Durchsauerung alles Unterrichts durch den nationalen Gedanken, der, vor Jahrtausenden empfangen, in schwerem Weh geboren, langsam erzogen und trotz Krankheiten erwachsen, heute in siegender Männlichkeit dasteht. Ursprüngliche Veranlagung, so entnehme ich einem Aufsätze von Hart, die Jahrtausende langen Einwirkungen der Natur, die Bodenbeschaffenheit, kriegerische und friedliche Beziehungen zu den Nachbarvölkern, äussere und innere Revolution, das Auftreten und die geistige Herrschaft von Grössen der Religion, Wissenschaft und Kunst . . . all diese und tausend andere Einflüsse drücken jeder einzelnen Völkerschaft einen besondern, eigenartigen Charakter auf, der sie schuf von den Nahe- und Fernwohnenden, den durch Zeit und Raum getrennten unterscheidet. Und in nationalen Wesen liegen die starken Wurzeln unserer Kraft. Was hätten wohl die dreissig Tyrannen oder die römischen Censoren mit einem Pädagogen gemocht, der seiner Schüler Anhänglichkeit an das Vaterland erst durch Aussprüche der Perser oder Aegypter begründet und nicht aus dem eigenen nationalen Wesen heraus entwickelt hätte! Gäbe es etwas Kindischeres, als heute annehmen zu wollen, dass einst eine Jugend anderer Nationalität, etwa die slavische, Vaterlandsliebe aus unsern Parlamentsreden lernen sollte? Und doch soll unsere Jugend erst womöglich ‚lateinisch denken‘ lernen. Wahrhaft tragisch äussert sich der Schmerz unserer Pädagogen strikter Observanz, wenn ein Junge in seiner Not zu einer Übersetzung greift, deren Angebot doch so reichlich ist; „quis talia

fando temperet a lacrimis“ ruft mit dem über den Fall der herrlichen Troja jammernnden Aeneas Direktor Rothfuchs zu Gütersloh aus. ‚Wie schwer ist es, Übersetzungen und andere Eselsbrücken aus den Händen der Schüler zu verbannen, wie entziehen sie sich so leicht der Kontrolle des Lehrers!‘ Noch entrüsteter ist der sonst so ruhige und mit Recht unter die Bahnbrecher für die Methode des lateinischen Unterrichts gerechnete Perthes; er sieht eine gewaltige Gefahr für die Wahrhaftigkeit und Charakterbildung unserer Jugend in der Benützung von Übersetzungen. ‚Ist erst an einer Stelle die Bresche geschossen, dann dürfte bald die stolze Veritas an allen Seiten dem Feinde die Thore öffnen (!) Man frage doch nur umher bei den Männern, die mit gereiftem sittlichem Bewusstsein auf ihre Schulzeit zurückblicken, namentlich bei solchen, die aus Alumnaten hervorgegangen sind, und man wird sich der Überzeugung nicht verschliessen können, dass die Tugend der Wahrhaftigkeit in der Scala der sittlichen Wertschätzung bei der Mehrzahl unserer Schüler eine sehr untergeordnete Stelle einnimmt. (Ist eine Vermeidung unser Jugend!) Die alten Perser (sehr wichtig für einen deutschen Jungen!) dachten darüber anders; sie unterrichteten die Knaben vom 5. bis zum 20. Jahre nur in drei Dingen: reiten (bravo! auch turnen und marschieren), Bogenschiessen und Wahrheit sagen (also nicht in formaler Bildung) Herod. I. 136f (Das Citat ist natürlich original griechisch in heikömmlicher Weise zwischen dem deutschen Text zierlich eingeschoben). Nun kommt das Beste: Lassen wir uns nicht durch die Erfolge blenden, welche deutsche Tüchtigkeit und deutsche Sittlichkeit aber aus von der Lage zersessene Nachbarvölk davongetragen; die Keime zu dem, was dort das nationale Unglück herbeigeführt, liegen auch bei uns, und angesichts der Milliarden, die unser Land überschwebmen, ist vielleicht schon manchem Vaterlandsfrennde das Graecia capta ferum victorem cepit in den Sinn

gekommen'. Das ist ja, um das Gruseln zu lernen und liest sich, als wenn es Tissot geschrieben hätte! Und das alles, weil unsere Schüler zur Übersetzung greifen, wie geplagte Comptoiristen zum 'faulen Knecht'. Da sollte man doch von Staatswegen das Übersetzen monopolisieren oder in das Gesetz über Fälschung von Nahrungsmitteln aufnehmen. Wenigstens $\frac{1}{4}$ der Schüler sind also auf dem Wege, von der Lüge zerfressen' zu werden; ich glaube wahrhaftig meine eigenen Söhne. Es ist schwer, hier keine Satire zu schreiben. Leider muss ich mich aus langer Erfahrung zu der geradezu ketzerischen Ansicht bekennen, dass verständige Schüler trotz des heimlichen Gebrauchs von Übersetzungen recht gut mitkommen und weder zu Faulzern noch zu Lügern werden. Ich habe ihnen freilich kräftig bewiesen — was ja dem wohl vorbereiteten Lehrer ein Leichtes ist — dass die Übersetzung allein ganz unzureichend für das Verständnis und die Vorbereitung des Schriftstellers ist; man hüte sich wohl, mir charakteristische Ausdrücke und Wendungen nachzuleiern, weil bittere Rüge und verdienter Spott folgt, wie auf das U das W. Ich kann mich nicht entschliessen, und hoffentlich Du auch nicht, darun, weil unsere Schüler trotz der Verbote Übersetzungen gebrauchen, sie als verlogene und beweinenwert hinzustellen. Auch ich warne vor dem Gebrauch von Eise'sbrücken; aber es verhält sich damit ähnlich wie mit dem Verbot der Schenken, bezüglich dessen Jäger in seiner Offenheit die These hat drucken lassen: 'Es ist unverkennbar, dass unsere Wirtshausbesuchs-gesetzgebung das Übel, welches bekämpft werden soll, nicht vermindert hat, und dass ein unwirksames Gesetz das bekämpfte Übel vielmehr zu steigern und zu vergiften dient, ist ebenso unzweifelhaft. Das Zusammenwirken von Schule und Elternhaus findet tatsächlich nirgends statt. Was folgt hieraus? Gott sei Dank, unsere Jugend ist trotz Übersetzung und Wirtshaus noch nicht

verkommen oder versumpft, sie ist noch recht national, u. a. 1870 liefen die, von der Lüge zerfressenen' Burschen am eiligsten in die Armee, vielleicht, weil ihr Kopf etwas freier war und nicht voll von attischen, jonischen und lateinischen Spinnweben aus der gross-, mittel- und kleingedruckten Grammatik, in denen die dem Sonnenlicht zustrebenden Gedanken und Phantasien sich verwirren und verkümmern. Wozu der Lärm? Wozu diese Verunglimpfung unserer Kinder? Warum rechnet man nicht mit dem Gebrauch von Übersetzungen? Man kann doch einen Schüler nicht in Acht und Bann thun, wenn er den Homer oder Virgil in der Vossischen Bearbeitung, die Aeneide von Schiller oder den mustergültigen Köchly'schen Caesar liest. Den Lumpen Verres lernt der junge Mann sicherlich am besten aus deutschen Bearbeitungen kennen u. a. w. Frage doch die — leider sehr wenigen — frühern Gymnasiasten, die noch nach der Abiturientenprüfung mit dem Inhalt der alten Klassiker sich beschäftigt haben, woher ihre Kenntnis stammt. Schwerlich haben die noch 'das Lexikon gewälzt', das thun nicht einmal die Juristen, wenn sie noch einmal ans corpus juris herangehen; es wäre auch Thorheit, denn sie haben leider gar viel anderes, was sie auf Gymnasium und auf der Universität der formalen Bildung zu Liebe vernachlässigt haben, nachzuholen, wenn sie nicht in jeder Sitzung von Experten und Dolmetschern abhängig sein wollen.

Aber jetzt: manum de tabula! wie wir Lateiner sagen'. Ich bin, wie es alten Leuten begegnet, ins Plandern geraten und könnte obendrein fast in den Ruf kommen, ich begünstigte die Faulheit. Du weisst, dass das schroffe Gegenteil der Fall ist. Ich verlange vielmehr erst recht eine gründliche Durcharbeitung des Schriftstellers und namentlich vom Lehrer: den Charakter eines rechten Schulmeisters im deutschen Sinne.

II.

15. April.

In der That, lieber Neffe, anstatt uns in Anklagen wider unsre Erziehung, wider den Hang der Jugend zum Verbotenen, kurz wider unser eigenes Fleisch und Blut zu ergehen, sollten wir unsrer eingebornen Tüchtigkeit uns freuen, sollten sie andern Völkern gegenüber, die uns ohnehin täglich am Zeuge flicken, geltend machen, vor allem aber das Gute, dessen wir Deutsche uns rühmen können, auch in der Jugend zum Bewusstsein bringen und statt immer von Barbarenroheit recht oft von germanischer Tugend reden. Nicht anders handelten in der besten Zeit die Griechen, nicht anders die Römer, die ja von manchen unsrer Schulmänner so bewundert werden, dass sie einem mit ihren Aussprüchen durchsetzten Kauderwelsch mehr Neigung entgegenbringen, als schlichter deutscher Rede. Grade diese Bewunderung führt manche viel zu weit. Als jüngst in der bekannten Polen-debatte Fürst Bismarck von unserer ‚Gutmütigkeit und Bewunderung alles Ausländischen‘ sprach, goss er seinen Spott aus über ‚die eigentümliche Betätigung der Deutschen, die sich bei keiner andern Nation wiederfindet, aus der eigenen Haut nicht nur heraus, sondern in die eines Ausländers hinein zu fahren‘, sowie über ‚die schwache Entwicklung des nationalen Gefühls Deutschlands‘. Sollte diese Klage nicht zum Teil in unsern Schulen ihren Grund haben? Wenn dem Knaben schon grössere Bewunderung vor dem glänzenden aber in Leidenschaften und Bluthaten sich zersetzenden Römerreiche beigebracht wird, als vor der unterliegenden deutschen Tapferkeit, wenn er durch Caesars Parteiberichte belehrt wird, unsere Vorfahren seien mit Recht niedergeworfen und abgeschlachtet worden, wie soll sich bei ihm jener edle Nationalstolz, der die Geister stark macht, entwickeln? Ist die *censuetudo temporum* wichtiger oder die Kenntnis germanischen Wesens? In wenigen Kapiteln wird die ‚Barbarentugend‘ ausgelöscht, welche doch

die Welt zu erneuern bestimmt war; die Vorkommnisse im römischen Heere dagegen lernen wir genau kennen, sogar ein dürftiger Witz über die zu equites gemachten Soldaten der Leiblegion ist uns aufbewahrt. Von den reckenhaften Thaten des Arioivist und seiner Gefolgschaft, von der Tapferkeit, Hingebung, Todesverachtung, Familientreue einer vierzehn Jahre lang nicht unter Dach kommenden Nation, davon erfährt unsere Jugend, erfahren wir nichts, weil diese Ereignisse nicht wie der Untergang Trojas oder die Kämpfe der Hunnen und Burgunden Dichter, geschweige denn Geschichtsschreiber gefunden haben. Wenn wir Mommsen glauben, so ist es als ein hohes Glück anzusehen, dass die römische Fäulnis weiter wucherte. ‚Es hat nicht viel gefehlt‘, sagt er, ‚dass bereits von Arioivist das durchgeführt ward, was später dem gothischen Theoderich gelang. Wäre das geschehen, so würde unsere Civilisation zu der römisch-griechischen schwerlich in einem innerlicheren Verhältnis stehen, als zu der indischen und assyrischen Kultur. Dass von Hellas und Italiens vergangener Herrlichkeit zu dem stolzen Bau der neuen Weltgeschichte eine Brücke hinüberführt, dass Westeuropa romanisch, das germanische Europa klassisch ist, dass die Namen Themistokles und Scipio für uns einen andern Klang haben, als Asoka und Salmanassar, dass Homer und Sophokles nicht wie die Veden und Kalidasa nur den litterarischen Botaniker anzuehen, sondern in dem eigenen Garten uns blühen, das ist Caesars Werk‘. So der geistreiche, kühne Geschichtsphilosoph, der Bewunderer und Verehrer des Dictators, und Mommsens Nachbeter streichen auch noch das ‚schwerlich‘. Ich meinerseits halte es für recht bedenklich, so verlockend gelehrt und pragmatisch es auch erscheint, solchergestalt das Walten der Vorsehung in der Geschichte zu erläutern; der Historiker verlässt sein Gebiet und wird zum Dichter, der allerdings

von sich rühmt: ‚er sass in der Götter uraltestem Rat und behorchte der Dinge geheimste Saat‘. Was eingetreten sein würde, wenn Ariovist gesiegt hätte, das weiss auch Mommsen nicht; grosse Erschütterungen wirken elementar und entziehen sich der Berechnung. Hätte man nicht auch das Vordringen der gebildeten Araber in Spanien wünschen müssen? Da preisen wir es, dass der Franke siegte und doch war unser Ariovist mit ihm in gleicher Lage. Ariovist ist überhaupt für mich eine leuchtende Persönlichkeit, anziehender noch als Karl Martell durch sein wahrhaft tragisches Geschick. Auch dem jugendlichen vom Lehrer verständig geleiteten Gemüt des Knaben erscheint er als eine unglückliche Heldenfigur, die ihm nicht minder verehrungswürdig wird, als die grossen Männer Plutarchs, über die er dürftige Nachrichten in seinem Cornel gelesen. Der ‚Wilde‘ in seiner donnernden Sprache, die Wucht der germanischen auf dem Begriffe persönlicher Ehre ruhenden Natur packt den deutschen Jungen ganz anders, als die diplomatisch berechnete Sprache Caesars; die Sympathie des künftigen deutschen Soldaten wendet sich dem selbstbewussten ‚Barbaren‘ zu, der im Tone seines Kaisers redet: wenn der hinterlistige Feind etwas will, so mag er kommen! Ariovist stand für seine Völker, für ihre Freiheit, für ihre Weiber und Kinder und Hab und Gut mit der Kraft seiner Muskeln und der Streitaxt, im Glauben an eine glückliche Unsterblichkeit, Caesar für die ‚Civilisation‘ und die zum Dogma erhobene Weltherrschaft Roms, mit überlegener Kriegskunst und Kriegsmitteln, unter Anwendung von jeder List und Vergewaltigung. Das Nicht-römische war ihm unebenbürtig, Rom der Mittelpunkt der Erde und die von den Göttern geweihte heilige Quelle aller Kultur. Kraner bemerkt sehr richtig in seiner Einleitung zu Caesar: die Jahrhunderte lang fortgesetzte Arbeit der Eroberung und Begründung der Weltherrschaft und die Überzeugung von der Alleinberechtigung ihrer Bildung und Civilisation gegen-

über der Barbarei anderer Völker und von dem Beruf der Welt ‚den Frieden zu geben‘ hatte ja überhaupt die Römer längst dahin gebracht, keine natürliche Grenze und keine Anhänglichkeit an vaterländische Sitte und Verfassung zu achten; kein Wunder, wenn auch der einzelne so dachte zumal wenn sein eigenes Interesse mit jener Ansicht zusammentraf. Durch solche Erwägungen ist Ostendorf zu dem scharfen Schluss veranlasst: ‚Der Geist, welcher in Caesars Denkwürdigkeiten herrscht, ist der Art, dass, wer nicht in blinder Vorliebe für alles Lateinische und der Macht alter Gewohnheit befangen ist, nur eine schwere Veründigung an der Jugend und eine Verletzung des nationalen Interesses darin erkennen kann, wenn man unsern zwölfjährigen Knaben als hauptsächlich geistige Nahrung den Caesar darbietet. Die kalte treulose Politik des Römers ist ebenso wenig wie die frivolen Beschönigungen derselben ein Element, woraus ein idealer Sinn erwachsen oder sittliche Charakterbildung hervorgehen kann; und dass der Schüler mehrfach solche Politik gegen Deutsche angesetzt sieht, macht die Sache nur um so schlimmer.‘ Ich teile diese Befürchtung Ostendorfs, gegen die übrigens auch schon Perthes glücklich ankämpft, durchaus nicht, da ich mir den heutigen deutschen Lehrer und noch mehr den der Zukunft als einen national gesinnten Mann vorstelle. Vor hundertfünfzig und mehr Jahren mag wohl der Herr Präceptor mit Zopf und Brille, einer von jener Zunft, die für Gründung einer lateinischen Stadt schwärmten, worin auch die Dienstmädchen lateinisch redeten, ‚den divum Julium also venerierter haben, dass er mit den edlen Marco Antonio iuxta Pompeii statuum an der Leiche den erhabensten Geist und vindicem Romanæ urbanitatis contra feros barbaros komplicierete;‘ auch in der Zeit Metternichs, des Mannes mit den 5 Schreckensmetaphern: Vulkan, Pest, Krebschaden, Wasserslut, Feuersbrunst, unter dessen Einfluss eine wahre Jagdmeute auf Bethätigung des nationalen Gedankens losgelassen wurde, mag man den Ariovist als deutschen

Wilden oder drachenartiges Ungetüm ausgemalt haben; heute ist das anders. Aber ich bin durchaus mit Ostendorf der Meinung, dass der Lehrer sich ziemlich häufig gegen Caesar kritisch und polemisch verhalten muss, dass er zu zeigen hat, was zwischen den Zeilen steht. Warum soll das bedenklich sein? Dem Schöler steht sein Lehrer über dem Schriftsteller, der Deutsche über dem Römer. Mit freudiger Anerkennung habe ich jüngst das ziemlich umfangreiche Buch eines Belgiers gelesen, dessen Behandlung der Commentarien mir aus dem Herzen genommen ist: *Gantier, la conquête de la Belgique par Jules César. Bruxelles 1882.* An der Spitze hat er ein echt pädagogisches Wort gesetzt: *Ihr alle, die ihr Geist und Herz unsrer jungen Geschlechter bildet, wenn ihr sie dahin bringen wollt, das Vaterland zu lieben und am Tage der Gefahr zu verteidigen: belehrt sie vor allem über die ersten Blätter unserer Geschichte.* Gantier bezeichnet seine Vorfahren als *„glorreiche Verteidiger der ersten Unabhängigkeit des Vaterlandes, welche mehr als einmal den Stern des grössten Feldherrn aller Zeiten erbleichen machten.* In diesem Werke bekommt das Gerippe Fleisch und Blut, die Übertreibungen des Römers werden auf ihren Wert zurückgeführt und die Landsleute des Verfassers werden in einer vornehmen patriotischen Weise angeregt. Solche Studien sollte man von unsern Kandidaten verlangen; ein gesunder historischer Realismus ist mehr wert, als eine grammatische Beispielsammlung. Leider sind Caesars Commentarien⁵, so klagen Köchly und Rüstow,

vorzugsweise eine Lektüre der Schulmeister und Schulbuben geworden: man übt an ihnen Formenlehre und Syntax, Etymologie und Synonymik, Phraseologie und Stil und verdirbt so den meisten der auf diese Weise durch sie Gedrillten auf immer die Lust, als gereifte Männer zu ihnen zurückzukehren. Wir sprechen aus Erfahrung.⁶ Ganz so schlimm ist es nun grade nicht mehr, dass aber noch immer,⁷ bemerkt Perthes, die formale Behandlung des Schriftstellers so sehr in den Vordergrund tritt, dass der Inhalt als etwas ganz Nebensächliches gilt, dafür kann ich die Aussage eines preussischen Provinzial-Schulrates anführen, welcher mir in einem Gespräche über diesen Gegenstand auf Grund seiner weitreichenden Amtserfahrung mitteilte, dass ihm unter hundert Lehrern kaum Einer bekannt sei, der bei der Durchnahme der Commentarien Caesars — abgesehen etwa von der Besprechung besonderer Schwierigkeiten — auf den Inhalt des Schriftstellers eingehe.⁸ Hier muss die Axt an die Wurzel gelegt werden; das bedarf nicht des Beweises. Auch die unverdächtigsten Verfehrer des Altertums, wie Forchhammer, verlangen, dass unsre Gymnasien nicht einseitige Sprachschulen, sondern *„Realschulen des klassischen Altertums“* sein sollen. Noch weniger als an unsern humanistischen Gymnasien darf an den Realgymnasien die Vertrautheit mit dem Stoffe und damit der lebendige Verkehr im Altertum zurücktreten vor mikroskopischer Genauigkeit einseitiger Detailforschungen. Davon später.

III.

16. April.

Dass Du Anstoss daran nehmen würdest, wenn ich Caesar nicht als wahrhaftig gelten lasse, habe ich erwartet. Die klassischen Zeugen (oder sagen wir lieber die Zeugen aus dem klassischen Altertum), die Du beim Ohr läppchen nimmst, sind mir bekannt; obendrein eine Dir wohl noch nicht zu Gesicht gekommene tüchtige Abhandlung von

Dr. Petsch (Progr. Glückstadt 1885): Die historische Glaubwürdigkeit der Commentarien Caesars vom gallischen Kriege nach gegenwärtigem Stande der Kritik. I. Teil. Diese Untersuchung ist höchst dankenswert. Ich greife einige Stellen heraus: *„Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der Entschluss, die Germanen über den Rhein zurück-*

zudrängen, schon damals für Caesar feststand, als auf seine Veranlassung hin Ariovist mit dem Titel eines Königs und Freundes des römischen Volkes geehrt wurde (Mommsen R. G. V. S. 246 und 254). (Wie perfide in dieser Angelegenheit das Vorgehen des Römers war, hat auch Gantier klar dargezogen). Nach Beendigung des Krieges mit den Helvetiern kam es nun darauf an, den Barbaren durch scheinbar gerechtfertigte Forderungen zu reizen, um dann einen guten und scheinbaren Grund zum Kriege zu gewinnen, wie Dio Cassius es klar und deutlich ausspricht, und den Schein des Friedensbruches von sich abzuwälzen. Weiterhin kann nicht in Abrede gestellt werden, dass Caesar den eigentlichen Grund der Weigerung seines Heeres gegen Ariovist zu marschieren, verschweigen zu müssen geglaubt; nach seiner Darstellung ist es nur der panische Schrecken, der dasselbe ergriff, als es sich mit den seit 14 Jahren nicht unter Dach und Fach gekommenen deutschen Kernscharen messen sollte, welche die Disciplin in den Reihen derselben erschütterte. Dass vielmehr, wenn auch nur als Vorwand und Deckmantel der Mutlosigkeit vielfach der Umstand vorgeschoben wurde, der Krieg gegen Ariovist ermangle jedweder Rechtmässigkeit, das darf wohl als eine glaubwürdige Berichtigung Dios gelten, welcher angibt (38, 35): „Die Soldaten liessen sich verlauten, sie hätten einen unrechtmässigen vom Senate nicht beschlossenen Krieg für den Ehrgeiz Caesars zu führen, und drohten, ihn zu verlassen, wenn er auf seinem Sinne bestünde.“ Offenbar übertrieben ist die Schilderung Ariovists als eines grausamen und hochfahrenden Despoten (*hominem esse barbarum, iracundum, temerarium*), sowie auch die traurige und gedruckte Lage der Sequaner damit nicht im Einklange steht, dass Caesar von denselben berichtet (VI, 12, 4) *tantum potentia antecesserant, ut magna partem clientium ab Aeduis ad se traderent . . . et partem finitimi agri per vim occupatam possiderent Galliaeque totius principatum obtinerent*; ebenso lassen auch die

freie Bewegung und selbständigen Entschlüsse der Sequaner im Helvetierkriege, das vollständig freie Verhalten derselben zu den Römern während des Krieges gegen die Germanen deutlich genug erkennen, dass sie sich einer nicht geringen Unabhängigkeit erfreuten. Das Verhalten derselben in der Versammlung der Gallier ist von Caesar in übertriebener und effektvoller Weise ausgeschmückt worden (I, 32) *tristes capite demisso terram intueri . . . Nihil Sequani respondere, sed in eadem tristitia taciti permanere*. Da hast Du ein kleines Stück von Caesars Wahrhaftigkeit. Hatte da Asinius Pollio (bei Sueton *div. Jul. 62 (56)*) nicht recht, wenn er den Commentarien Mangel an Genauigkeit und unverfälschter Wahrheit zum Vorwurf machte, weil Caesar sehr vieles, was andere unter ihm gethan, ohne Prüfung für Wahrheit genommen und ebenso viele eigene Thaten theils absichtlich (*consulto*), theils auch infolge von Gedächtnisfehlern für Thatsachen ausgegeben? Auch war Pollio der Meinung, Caesar habe die Absicht gehabt, die Commentarien umzuarbeiten und zu verbessern. Letzteres folgt für mich schon aus der Form, worauf ich noch zurückkommen werde. Dass Pollio blos das *Bellum civile* im Auge gehabt, lässt sich durch nichts erweisen. Cicero und Hirtius sagen viel Schönes von den Berichten; von der Wahrhaftigkeit derselben sprechen sie nicht mit einer Silbe. Ersterer findet sich folgendermassen damit ab: *Caesar hat Tagebücher geschrieben* (wahrscheinlich sind sie identisch mit den *Ephemeriden*), die wirklich ein hohes Lob verdienen; sie sind einfach, korrekt und anmuthig (?), aller Redeschmuck ist davon abgestreift wie ein Kleid. Aber dennoch hat er vielleicht nur Pedanten damit einen Gefallen gethan, die jene schlichte Einfachheit mit ihren Schnörkeln aufputzen wollen, während es sein Wunsch war, dass andere Schriftsteller Materialien seiner wirklichen (!) Geschichte darin fänden (wir würden das wohl Beeinflussung der Presse nennen), Leute von gesundem Geschmack

(sanos) hat er wenigstens vom Schreiben abgeschreckt. Und Hirtius, Caesars Legat, Schützling und keineswegs geistig hervorragender Fortsetzer und Bewunderer, schreibt entzückt: Die Anerkennung der Kommentarien ist so allgemein, dass es den Anschein hat, den Schriftstellern sei die Möglichkeit, über denselben Gegenstand zu schreiben, nicht gegeben, sondern genommen (die Zeitgenossen wussten gewiss warum), dennoch ist unsre (der Caesarischen Partei, oder der Waffengefährten) Bewunderung darüber grösser, als die Bewunderung des übrigen Publikums; denn die übrigen wissen, wie vortrefflich und korrekt (bene atque emendate) er sie fertiggestellt hat (confererit), wir aber, wie leicht und wie schnell. Das letztere ist gewiss nicht zum Vorteil gewissenhafter Darstellung der Fall gewesen. Wie man aus dieser Stelle den sichern Nachweis liefern will, dass die Kommentarien in einem Zuge abgefasst sind, ist mir unverständlich; sie kann sich gerade so gut auf Einzelberichte bezw. spätere Zusammenstellung beziehen. Jedenfalls aber erschienen diese Memoiren zu einer Zeit, da Caesar durch seine Partei bereits sehr mächtig war, ähnlich wie das Werk Napoleons III. über Caesar; das ganze Strebertum jener in den Despotismus rennenden Zeit war so sehr der Gunst des gewaltigen Mannes bedürftig, dass Tadel nicht aufkam und die Kritik, wenn sie sich wirklich hervorwagte, totgeschwiegen oder totgeschlagen wurde. Leider wird die Geschichte grosser Katastrophen zu oft massgebend nur von den Siegern geschrieben oder von ihren Bewunderern und servilen Parteigängern, und die am Boden liegenden Minoritäten müssen zum Schaden noch den Hohn der Fälscher sich gefallen lassen. Wenn man fragt: welche Geschichtsschreibung ist nicht in der einen oder andern Weise parteiisch? Von Thucydides und Tacitus bis auf Thiers und Carlyle haben alle Historiker eine bestimmte Tendenz gehabt und mehr oder weniger hervortreten lassen, so ist zu erwidern, dass diese Beobachtung noch lange nicht die Ver-

breitung von Geschichtslügen gestattet. Caesars Unwahrhaftigkeit ist um so gefährlicher gewesen und ist es heute noch, weil ihr ein Schein von Objektivität bei höchst beredter, klarer und oft geradezu pekender oder hammerartig wirkender Kürze zu Gebote steht. Man hat nie den Eindruck, dass er die Wahrheit verletzen will, aber er gruppiert die Thatfachen meisterhaft in seinem Sinne; er verschweigt die wichtigsten Beweggründe und Vorkommnisse, wenn sie ihm unbequem sind, und dadurch, dass er jede Prahlerei ausschloss, wo ein Cicero das Stärkste in Selbstlob geleistet haben würde, rief er bei dem Volke Begeisterung und unnässige Lobserhebungen hervor, ‚Welch ein Mann!‘ so lief es von Mund zu Munde, ‚welch ein Geist, der so ruhig und erhaben über Stolz und Selbstsucht die gewaltigsten Thaten nicht nur mit göttlicher Einsicht und Unfehlbarkeit vollbringt, sondern auch mit philosophischer Ruhe und Entagung erzählt! Der Rom von dem schrecklichsten der Schrecken, dem terror Cimbricus befreit und für ewige Zeiten unbesieglich gemacht hat!‘ So erhob man ihn bald zum zeusentsprossenen Heros. Wer wollte ihn überhaupt kritisieren? Die besiegten Völker waren machtlos und stumm, die Römer abgehetzt und decimiert durch Bürgerkriege, unwissend, von der Drehkrankheit des Glöireschwindels und der Circensischen Blutspele erfasst und meistens knechtisch gesinnt, die alten ehrlichen Republikaner wie Brutus und seine Gesinnungsgenossen galten für Murrköpfe, welche ihre Zeit nicht erkannten. Vor Caesars Genialität, Kraft, Kaltblütigkeit und märchenhaftem Glück trat aller Tadel zurück. Als er im Jahre 55 durch Festnahme der germanischen Fürsten (IV, 13), welche seinem Edelmente vertrannd sich ihm genähert hatten, aufs Frevelhafteste das Völkerrecht verletzt hatte, verhalten des ehrenhaften Cato Klagen, Vergebens wies dieser auf den Zorn der Götter hin: man fand es kindisch, dass man den siegreichen Verletzer der heiligsten Rechte nach altrömischer Denkweise den widerrechtlich Vergewaltigten

ausliefern solle. Sueton erzählt, und Plutarch und Appian bestätigen es, Caesar habe Tempel und Städte beraubt und ungeheure Schätze aus Gallien zusammengebracht. In den Commentarien steht nur, (VI, 17) dass man in vielen Staaten grosse Haufen geweihter Beutestücke erblicken konnte, welche den Eingebornen bei Todesstrafe anzurühren verboten war; dass die Römer sie als Raubgut betrachteten, steht nirgends; überhaupt lassen die Commentarien uns über Caesars Finanzoperationen ganz im Dunkeln. Was die sprüchwörtliche Milde des grossen Eroberers den Herzen der braven Römer zumuten durfte, ist ungläublich; den Gtrunatus (VIII, 39) liess er zu Tode prügeln und dann enthaupten. Nach der Einnahme von Uxellodunum hielt er es für notwendig (VIII, 44), durch ein strenges Strafgericht die übrigen abzuschrecken, um so mehr, als er bei seiner allbekanntesten Milde nicht zu besorgen hatte, man werde eine Massregel der Strenge auf Rechnung eines angeborenen Hanges zur Grausamkeit setzen. Er liess daher allen Waffenfähigen die Hände abhauen, schenkte ihnen jedoch das Leben, um die Strafe der Missethat desto augenscheinlicher zu machen. Das denke aus, wer kann; die Grausamkeiten Richards III. sind Kinderspiel gegen diese mit blutigen Armstümpfen und aschfarbenen Gesichtern des milde geschenkten Lebens sich ertreuenden Patrioten.

Genug, übergeng und doch nur Weniges! Du wirst mir zugeben, dass wir allen Grund haben, den 'lichtvollen' Darstellungen Caesars nicht kritiklos uns hinzugeben. Montesquieu sagt: 'er hatte grosse Eigenschaften, ohne einen Fehler, aber viele Laster.' Und doch gilt er Napoleon III. als ein Gottgesandter; 'Wenn die Vorsehung Männer wie Caesar, Carl den Grossen, Napoleon hervorbringt, so will sie damit den Völkern die Bahn, die sie verfolgen sollen, vorzeichnen, das Gepräge ihres Genius einer neuen Aera aufdrücken und in wenigen Jahren die Arbeit von Jahrhunderten vollenden. Glücklich die Völker, welche sie begreifen und ihnen folgen! Wehe denen, welche sie verkennen und bekämpfen. Sie machen

es wie die Juden, sie kreuzigen ihren Messias. Sie sind blind und strafbar (s. 2. December!). Blind, denn sie sehen nicht die Machtlosigkeit ihrer Anstrengungen, um den eadlichen Triumph der Zukunft zu verhindern (vgl. Sedan!); strafbar, denn sie verzögern nur den Fortschritt, indem sie seine schnelle und fruchtbare Anwendung erschweren.' Mit solchen Grundsätzen ist es leicht, alle dem einfachen Menschen heilige Moralität aus Politik und Geschichte zu beseitigen. Was Napoleon dem grossen Manne vindiciert, das gebührt auch dem grossen Volke, für Napoleon dem französischen, für Caesar dem römischen. Das letztere heisst bei Florus gentium victor, orbis possessor, bei Cicero lux orbis terrarum, arx omnia gentium. Also fort mit Völkerrecht, mit Vaterlandsiebe und Tugend anderer Völker! Die Römer betrachteten sich, sagt Montesquieu, (Grandeur et déc. c. 6) als die Schutzherrn der Welt; sie hatten die Verhältnisse dahin gebracht, dass die Völker und Könige ihre Untertanen waren, ohne zu wissen auf welchen Grund hin; es stand fest, dass es genögte, von ihnen zu hören, um sich ihnen unterwerfen zu müssen'. So ist es. Die eiteln Phrasen eines Isocrates, welcher alles Nichtgriechische für uebeubarstig hält, finden sich hundertfach auch in den Reden der Römer. Das Einfache, Massvolle, Vernünftige, also das 'Klassische' fehlt gar zu sehr schon dem Römer der sinkenden Republik. Für Caesar lag die Sache so: er musste den Krieg haben, wenn er seinen Ehrgeiz befriedigen wollte. In einem Alter, wo Hannibal bereits die Lorbeeren der Siege am Trasimenus und bei Cannae trug, wo Alexander seine Laufbahn voll Ruhm schon beendet hatte, war der leidenschaftliche Mann noch verhältnismässig unbedeutend; hinter ihm lag ein Leben voller Genüsse raffiniertester Sinnlichkeit. Jetzt setzte er sich sein Ziel; eine Welt von Kraft wählte in ihm. Er allein ging nächtern, nach Catos Anspruch, an seine Aufgabe, die Republik zu vernichten; er überschaute das römische Reich und seine Provinzen; die Tafel, auf der seine Würfel fallen mussten, war Gallien. Also vorwärts: Caesar und sein Glück!

IV.

17. April.

Aber den Stil Caesars soll ich Dir nicht anfasten.

Das thäte ich freilich am liebsten nicht; der Gallische Krieg ist mir, wie die Anabasis von Xenophon, immer eins der liebsten Schulbücher gewesen, wenn ich auch nicht den Eindruck eines ‚Zaubers dieses Stils und der lichtvollen Klarheit‘ davongetragen habe. Der Stil ist hier der Mann, zielbewusst, kurz, bündig, hart, egoistisch, vollständig entgegengesetzt dem für alte Römertugend begeisterten halb poetischen Livius. Es fällt mir nicht ein, den urbanen Schriftsteller in bezug auf grammatische Dinge, Wortbedeutungen u. dgl. meistern zu wollen; aber eine Schreibweise, die sich darauf beschränkt, nur verstanden zu werden und nur durch die That-sachen wirken will, die demnach eine stilistische Überarbeitung für überflüssig hält und sich in nachlässiger oder flüchtiger Weise unnütze Wiederholungen von Wörtern, Anschwellung von Perioden durch Neben- und abgekürzte Sätze bis zu unschöner Inconcinuität, aktenmässige Farblosigkeit und Kanzleistil gestattet, kann doch vom sprachlichen Standpunkt nicht lobens- noch nachahmenswert genannt werden. Caesar hat eben kein elegantes Geschichtswerk liefern wollen, was er als hervorragender Redner und Sprachkenner, als Verfasser einer Abhandlung über die Art um richtigsten Latein zu schreiben (Cic. Brut. 72), ohne Zweifel mit Leichtigkeit gekonnt hätte. Überall Feinheiten und Absicht auszuspintisieren, wo Mangel an Schönheit und Ungenauigkeiten vorliegen, überlasse ich denen, welche auch hier aus fremder Haut heraus sich wehren zu müssen glauben. Die ‚textkritischen Forschungen über Caesars bellum Gallicum‘ von dem Wiener Universitätsprofessor Giltbauer, an welchen sich einzelne Gelehrte ärgern, haben mir meine längst gehegte Vermutung in bezug auf den Caesar-Text nur bestätigt, und ich begrüße mit Freuden diese rücksichtslose Kritik. Dabei will ich nicht uner-

wähnt lassen, dass ich keineswegs der litterarischen Mode huldige, aus Wichtigthnerci oder Gesinnungstüchtigkeit grossen Männern am Zeuge zu flicken oder gar sie herunterzukanzeln: ich rühme mich vielmehr in dieser Beziehung recht konservativ zu sein und mich des Vorrates an Grosse, Edlem und Schöner, das uns hochbegabte Geister hinterlassen haben, in Ehrfurcht und Dankbarkeit zu freuen. Ich bewundere auch den grossen Römer, liebe ihn, wenn ich Shakespeare lese, schaue an ihm hinauf, wenn ich Mommsen oder Napoleon studiere, aber — magis amica veritas. Ich halte es für wahrscheinlich, dass die Commentarien über den Gallischen Krieg nicht wie die über den Bürgerkrieg nachträglich und in einem Zuge abgefasst wurden, sondern dass sie einzeln im Anschluss an die Ereignisse niedergeschrieben wurden — darum brechen sie plötzlich ab mit dem 7. Buche, weil Caesar durch den Bürgerkrieg zu anderen Dingen gerufen wurde —, und dass sie nicht für den Senat, welcher Meldungen nach jedem Ereignis bekam und gewiss nicht erst eine Übersicht abwartete, sondern für die Partei und deren Clubs bestimmt waren. Die oben angeführte Stelle bei Hirtius lässt sich mit dieser Ansicht wohl vereinigen. Dazu bedurfte es keines Schmuckes, keiner rhetorischen Feile, wie sie bei Cicero auf jeder Seite sich uns aufdrängt, sondern nur der Bestimmtheit. Daher gewisse immer wiederkehrende Schwerfälligkeiten z. B. die Wiederholung des im Hauptsatze schon dagewesenen Substantivs im Relativsatze, oder die Anhängung erklärender Wiederholungen u. dgl. trotz des schneidigen fast herrisch klingenden Lapidarstils, der in den Parteiversammlungen verblüffend und begeisternd gewirkt haben muss. Die Berichte sind zum Vortrage bestimmt, darum spricht Caesar von sich in der dritten Person; nur wo der Vortrage von seiner Thätigkeit spricht, tritt die erste Person ein (ut supra demonstravimus). Bei der

ungeheuern nationalen Bedeutung, welche der Krieg gegen die celtischen und germanischen 'Barbaren' hatte, empfing man diese Berichte mit der grössten Spannung; die Gefühle steigerten sich zur Begeisterung wie zum Hass, wenn es hiess: die unsrigen rückten vor, die unsrigen thaten Wunder der Tapferkeit, die unsrigen siegten. Napoleon I., der es wissen konnte, hat die Feinheit dieser Bezeichnung als eine Magie bezeichnet, welche Caesar mit dem römischen Namen trieb. Unsere Legionen, unsere Triumphe, unser Caesar! Jedentalls aber fällt die Abfassung dieser Memoiren in eine Zeit, wo Caesar viel in Anspruch genommen und aufs äusserste angestrengt war. Er wird sein 'Generalstabswerk' diktirt haben auf Grund von Berichten seiner Beamten, namentlich der Legaten und Quästoren, und von eigenen Anschauungen, worauf er mehrfach hinweist, und Erinnerungen, sicherlich nicht ohne mancherlei unabweisliche Unterbrechungen, sei es durch Einsenken in die Materialien, sei es durch allerlei in seiner Stellung begründeten Zwischenfälle, wie Audienzen, Befehle, Meldungen u. s. w. So erklärt sich manche Wiederholung und nachlässige Anknüpfung, die nur der Übereifer verteidigen oder gar als beabsichtigt und schön hinstellen kann. Eine Überarbeitung, die nach Pollio beabsichtigt war, hat dann nicht stattgefunden, was schlimm genug ist: schlimmer ist aber, dass der ursprüngliche Text ohndrein offen-

bar derart interpolirt und verdorben ist, dass an eine volle Wiederherstellung nicht zu denken ist. Giltbauer macht sich darüber lustig, dass man Sätze wie die folgenden für schön, ja für lobenswert in bezug auf Gründlichkeit in Staatschriften und Gesetzen' hält: I. 6, *erat omnino itinera duo, quibus itineribus domo exire possent*; ib. 4: *diem dicunt, qua die ad ripam Rhodani omnes conveniant; is dies erat . . .* 49, 1: *ultra eum locum, quo in loco Germaani conserderant, circiter passus sexcentos ab iis, castris idoneum locum delegit acieque triplici instructa ad eum locum venit. Primam et secundam aciem in armis esse, tertiam castra munire iussit. Hic locus . . .* Nachdem dann Giltbauer eine Weile mit der Anfahrung von Belagstellen und von unglücklichen Rettungsversuchen fortgefahren, schliesst er mit den treffenden Worten: 'Genug von diesen „Erklärungen“, die ihren Zweck, Ehrenrettungen der korrekten Diktion zu sein, nicht nur nicht erfüllen, sondern uns im Gegenteil so recht deutlich die Alternative nahelegen: Entweder lügen die Zeugnisse, die besagen, dass Caesar bene atque emendate geschrieben, oder es ist der Text, wie wir ihn heute zu lesen gewohnt sind, sehr weit vom Originale entfernt'. — Das Weiter magst Du am angeführten Orte nachlesen. Du siehst, dass auch hier uneingeschränkte Bewunderung nicht am Platze ist.

V.

18. April.

Meine Ansicht über die Einrichtung einer möglichst brauchbaren Schulausgabe des *bellum Gallicum* weicht gänzlich ab von der Jägerschen These, worauf Du Dich beziehst: (Die Nebenhilfsmittel . . . sind für den Gebrauch der Schulen im Princip verfehlt: Schriftsteller, Lehrer, Grammatik, Lexikon genügen'. Schon der Umstand, dass der Markt mit solchen Hilfsmitteln überschwemmt wird, beweist, dass die grösste Zahl der Pädagogen anders denkt. Jäger

setzt offenbar Lehrer voraus, die immer aus dem Vollen schöpfen und von der Liebe zur Lektüre und zur Jugend durchdrungen sind, obgleich sein 'Testament' auch auf recht bittere Erfahrungen entgegengesetzter Art hinweist: — aber ist es denn nötig, dass der arme Junge, der wohl vorbereitet in den Unterricht kommen soll, stundenlang Grammatik und Lexikon 'wälzt', dass er, um seinen Berg zu ersteigen, ungebahnte Wege geht? Wie schwer auch den begabtesten Knaben

lateinische Satzkonstruktionen, tropische Ausdrücke, entlegene Formen, vor allem aber die Übersicht über ein Ganzes wird, das weiss jeder von uns aus der Erfahrung an seiner eigenen und an fremder Jugend. Hast Du nicht schon so einen recht hartnäckig fleissigen Schüler weinen sehen vor verzweifelndem Unmut? Im Geiste schaue ich mich selbst, wie ich vor einem halben Jahrhundert an den ersten Versen der Metamorphosen nicht gearbeitet und an dem unbeschreiblich trockenen 1. Kapitel des Caesur. Keine Oase in der Wüstenei, und doch war ich der beste Lateiner meiner Klasse. Ganz anders wurde mir zu Mute, als mir der Zufall den biederem Emanuelem Sincero in die Hände spielte; die Quälerei nahm ein Ende und ich habe trotz dieser ‚Eselbrücke‘ weder das Lob meines sehr strengen Lehrers verscherzt, noch bin ich in den Leistungen zurückgegangen. Ich meine, dem Schüler für den Schriftsteller Teilnahme abgewinnen, ist die wichtigste Aufgabe; ‚Lust und Liebe zum Dinge‘. Und dazu wäre eine möglichst grosse Erschwerung bis zur Kärrnerarbeit das Richtige? Ei warum lernen wir nicht lieber Russisch? meinte Bismreck; das hat glaub’ ich 24 Konjugationen. Sollen unsere Schüler Rätsel lösen oder den Inhalt gelöster Rätsel verstehen lernen? Ich habe einen alten Pädagogen gekannt, den ein isti bei Cicero in Verwirrung hielt, weil er das Pronomen und nicht das Verbum darin sah; dem Knaben wird viel schlimmere Denkarbeit zugemutet. Unus erat toto naturae vultus in orbe ein Gefühl war im ganzen Kreise der Natur; das würde ein Tertianer ohne das Öl der Erläuterung nieder! Wie lange gebraucht er, um in dem Satze in nova fert animus mutatas dicere formas auch nur die Wörter für sein Verständnis zu stellen! Und was ist ihm Gallia omnis ohne die Erklärung? Von Vergil, dessen zum Teil sklavische Nachahmung Homers, dessen mythologische Gelehrsamkeit und nicht immer poesiereiche Rhetorik dem Schüler ohne Erläuterungen nebelhaft bleibt, will ich nicht reden.

Warum soll ihm die Erläuterung nur mündlich gegeben werden? ‚Denkarbeit‘ — ein zur Phrase herabgewürdigtes inhaltreiches Wort! Jäger ist gleich wieder mit seinem Humor dahinter: Eine ‚präparierte Präparation‘ — ich sehe übrigens in dem Ausdrucke nichts Tadelnswertes, als das hier wie an tausend anderen Stellen in dem Schuljargon unnötige Fremdwort — erscheint Jäger komisch, sie soll der häuslichen Arbeit nicht vorhergehen; also setze Dich dahin, Knabe, und erdenke, erwälze in Deinem mangelhaften Lexikon, was Dein Meister in Erklärungen findet. Mancher Lehrer meint, es thäte seinem Ansehen Abbruch, wenn der Schüler bei der Lektion auch schon etwas weiss; der hat dann freilich überhaupt nicht viel zu sagen.

Du siehst, ich bin ziemlich liberal; meine Ansicht geht dahin, man solle dem Schüler die Arbeit der Vorbereitung so weit erleichtern, dass ihm schon bei der Vorbereitung der Gegenstand interessant wird. Wenn dann aber der Schüler durch Bereitstellung der nötigen Erläuterungen in den Stand gesetzt ist, sich das Verständnis der betreffenden Stelle bei der Vorbereitung zu verschaffen, so soll das auch zur raschern Erledigung im Unterricht, zur Vermeidung der beliebten ‚statarischen‘ Methode von ihm gefordert werden. Was ihn seine Ausgabe an die Hand gibt — ich setze voraus, dass die gleiche in aller Händen ist — das soll er bei der Lektüre wissen. Daraus folgt dann weiter, dass, was ihm vom Herausgeber geboten wird, nach pädagogischen Grundsätzen gearbeitet sein muss. Es versteht sich von selbst, dass dem Schüler nicht alle Arbeit abgenommen wird, dass vielmehr der Gebrauch des Kommentars eine verständige, nicht denkfaule Benutzung voraussetzt, dass er anregt und sich der Fassungskraft anschniegt. Für verkehrt und ermüdend ohne Grund halte ich es, wenn verlangt wird, dass der Knabe andere Stellen selbst nachschlage, fremdartige, oft gänzlich aus dem Zusammenhang gerissene Beispiele noch zu seinem Text verarbeite, Vergleiche mit entlegenen Sätzen

anstelle, oder Anmerkungen verarbeite, die nur Grammatikern vom Fach oder Militärs u. s. w. wichtig sind. Manche Schulbücher gleichen Kollegienheften und sind mehr darauf berechnet, die Belesenheit, Gelehrsamkeit oder Geistreichigkeit des Herausgebers zu zeigen, als den Sinn des Schriftstellers ins rechte Licht zu stellen und dem geplagten Knaben die Denkarbeit ein wenig abzunehmen. Als wenn die Citate nicht sehr billig wären! Noch mehr, wie von den Erläuterungen, gilt dies von den Einleitungen, welche manchmal Dinge mit dem grosssprecherischen ‚bekanntlich‘ behandeln, die der Lehrer selbst erst nachschlagen muss, oder Kontroversen über den Autor, über Ort- und Zeitverhältnisse (z. B. bei Horazischen Oden) hereinziehen, die höchstens den Wert des Patiencespiels haben. Solche Akririe passt in das Museum des Stubengelehrten, nicht in die Schule. Kommt dann noch hinzu, dass nach Olympiaden oder nach Erbauung Roms gerechnet wird, oder dass man die Homerischen Bücher mit Buchstaben bezeichnet — Dinge, die mich immer gradezu erbittern können — dann haben wir es ja herrlich weit gebracht; dann macht der arme Junge den Weg mehrmals wie sein Hund. Thorheiten! ‚Hängt gute Speise an den Hauen, die Fischlein werden schon beissen‘, sagt der Pädagoge Herder.

Danach will ich Dir meine Meinung sagen, wie eine brauchbare Caesarsangabe ungefähr beschaffen sein könnte.

Zunächst bringt sie vielleicht ein Bild von Caesar — ich liebe diesen Luxus der Anschaulichkeit — etwa das von Rubens nach Antiken gezeichnete, und wenn ich dem Schüler, wie das immer meine Art gewesen ist, zuerst den Titel des Buches erkläre (ed. stereotypa und sumptibus nicht ausgeschlossen), sage ich ihm auch etwas über den Gesichtsausdruck des grossen Römers, und wie unser grosser Caesar unter den Malern mit wenigen markigen Zügen dem Bilde einen Charakter zu verleihen im stande gewesen ist. Es wird ja keine Zeitverschwendung sein, wenn

ich bei diesem Anlass auch ein Wort über den deutschen Rubens sage; ist es doch keinem Direktor, keinem Lehrer gestattet noch möglich, das Eindringen anderer Wissensgegenstände in sein Gebiet zu bekämpfen. Ich war hocherstaunt, als ich jüngst in einer angesehenen Lehrerversammlung den Grundsatz aufstellen hörte, man dürfe einer späteren Klasse, einem andern Lehrer, nichts vorwegnehmen, z. B. den Quintanern nichts von Themistokles mitteilen, weil das erst später gelehrt werde. Da mögen die Eltern wohl vorsichtig sein, welche die Meinung haben, sie müssten ihren Kindern recht viel Geschichten erzählen!

Sodann lese ich mit der Klasse folgende Einleitung, die dem Buche vorangeht:

„Lieber junger Freund! Indem Dir Deine Lehrer die Denkwürdigkeiten des Julius Caesar in die Hand geben, erzeigen sie Dir die Ehre, Dich reiferen Nachdenkens und eines weiteren Blickes für fähig zu halten; sie stecken Dir ein viel höheres Ziel als bisher. Was Du gelesen hast, auch die Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos, lässt sich nicht vergleichen mit der Bedeutung des Buches, welches uns in den nächsten Semestern beschäftigen wird. Unsere Aufgabe ist schön, aber schwer; Deine Arbeit muss eine Art Bienenneiss werden. Folgendes bedenke:

1. Die Denkwürdigkeiten Caesars sind im besten Latein des goldenen Zeitalters der römischen Sprache und Litteratur geschrieben, als welches man die Zeit um Christi Geburt herum (von Sulla bis zu Augustus Tode) bezeichnet.

2. Der Verfasser ist die mächtigste, begabteste Natur, die jemals auf römischem Boden erwuchs, überaus vielseitig, immer fertig. Ein lateinisches Wort über ihn lautet: fecit scribenda, scripsit legenda. Caesars Einfluss geht weit über seine Zeit hinaus; Kaiser und Zaar nennen sich nach ihm; auch der Julianische Kalender, dessen Russland noch heut sich bedient, ist sein Werk.

3. Diese Denkwürdigkeiten sind ein historisches Quellenwerk ersten Ranges, d. h. wir entnehmen ihm höchst wichtige Thatsachen der Geschichte, die wir ohne dasselbe nicht kennen würden. Die andern lateinischen Schriftsteller, deren Werke Du noch lesen wirst, haben in ihrer Art auch unübertreffliche Vorzüge, keiner aber ist wichtiger für die Kenntnis jener Zeit, keiner unentbehrlicher.

4. Die Zeit, welche behandelt wird, die Thaten, welche wir kennen lernen, die Schilderungen von Völkern, Ländern u. s. w., welche eingestreut sind, haben gerade für uns Deutsche die höchste Wichtigkeit. Ohne Caesar und seine Kriege gegen Gallien und Deutschland wäre nach menschlicher Berechnung der Lauf der Völkergeschichte ein anderer geworden. Seine Thaten gleichen Stürmen, durch welche so mächtige Baumstämme niedergelegt werden, dass sie Bergströmen den Weg verlegen. Eine grossartige Völkerwanderung ist durch sie auf Jahrhunderte von Rom abgehalten worden. Später freilich hat sich die deutsche Kraft, die Caesar gern verkleinern möchte, doch Bahn gebrochen.

5. Und weil Caesar ein so kluger Staatsmann und schlauer in allen Künsten erfahrener Diplomat, überlegener Schlachtendenker und gewaltiger Kriegermann, dazu klarer und, wie man glaubte, wahrhaftiger Berichterstatte gewesen, darum haben sich namentlich seit dem sogenannten Wiederaufleben der Wissenschaften die grössten Gelehrten und Feldherren mit ihm beschäftigt; der italienische Dichter Petrarca († 1374) hat ausführlich sein Leben beschrieben und der berühmteste Dramatiker der Welt, der Engländer Shakespeare († 1616) hat in einem seiner ergründendsten Theaterstücke Caesars Tod mit unvergänglichem Glanz umgeben. Herrscher und Fürsten wie Karl VIII. von Frankreich († 1498), Königin Christine von Schweden († 1689), der deutsche Kaiser Karl V. (legte 1556 die Krone nieder, † 1558) und sein Zeitgenosse Sultan Soliman II. († 1566), die Könige von Frankreich:

Heinrich IV. († 1610), Ludwig XIII. († 1643) und Ludwig XIV. († 1715), der Grosse Condé († 1686) studierten, erläuterten, übersetzten diese Denkwürdigkeiten, Napoleon I. hinterliess einen ‚Abriss der Kriege Caesars‘ und sein Neffe, Kaiser Napoleon III. gab 1862 eine ‚Geschichte Julius Caesars‘ heraus mit Hilfe bedeutender Gelehrten und unter Zugrundelegung von wissenschaftlichen Untersuchungen aller Art und Nachgrabungen, wie sie eben nur ein kaiserlicher Schriftsteller veranstalten konnte.

6. In unsern höhern Schulen bildet die Zeit Caesars den Mittelpunkt für die römische und den Ausgangspunkt für die vaterländische Geschichte. Du wirst aus unserer Lektüre erkennen, wie gross die Eroberungssucht, Unwahrhaftigkeit, Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Römer war, wie unsre tapfern Vorfahren zwar unterlagen, aber vermöge ihrer angeborenen und durch Jahrtausende bewahrten Tugenden dazu bestimmt waren, die europäischen Staatenverhältnisse zu erneuern: kurz Du wirst eine tausendfach belebte bunte Welt kennen lernen, in der die Keime unserer heutigen Zustände liegen.

Wir erlernen die lateinische Sprache nicht, wie ehemals, als sie die allen Gebildeten notwendige Sprache der staatlichen Verhandlungen wie des Gottesdienstes des weitaus grössten Theiles der Christen war, um sie zu sprechen und wie z. B. der grosse Naturforscher Newton († 1727) darin zu schreiben, sondern um ihre Schriftsteller zu lesen, durch sie unsern Gedankenvorrat zu bereichern, den Geist zu üben und eine grammatische Grundlage für das Erlernen anderer Sprachen, namentlich des Französischen und Englischen zu gewinnen. Ein grosser Teil der Gebildeten versteht auch heute Latein, das uns in Sprichwörtern, Inschriften, Citaten, und den Katholiken im Gottesdienst tausendfach entgegentritt.

Du siehst, lieber junger Freund, eine grosse Aufgabe ist uns gestellt. Wir können sie lösen, wenn wir wollen, langsam aber sicher. Lass



uns denn schon heute unvergesslich das Wort unseres kerndeutschen Dichters Uhland uns einprägen:

Edler Geist des Ernstes soll Sich in Jünglingsseelen senken
Jede still und andachtsvoll Ihrer heiligen Kraft gedenken.'

Nach dieser Einleitung, die selbstverständlich mancher dem Schülerstandpunkt angepassten Erläuterung durch den Lehrer bedarf, folgt sodann eine Lebensbeschreibung Caesars, etwa in dem Tone, wie Herodot und Plutarch erzählen, mit anziehenden und lehrreichen Episoden; vor allem nicht trocken wie die Pützchen Geschichtsbücher. Die Kutilinische Verschwörung z. B. lebhaft dargestellt, wird die Knaben gewaltig packen, wenn man ihnen klar machen kann, wie

in Rom alles gährte und die erhaltenden Mächte ohnmächtig den ungezügelten Leidenschaften und der Gesetzlosigkeit gegenüber standen. Wenn der Knabe dann hört, wie Caesar der Mann war, dem es einst gelingen sollte, unter Beseitigung der alten Einrichtungen die Wogen des Bürgerkrieges zu beruhigen, wie er sich dazu fähig gemacht hat im Gallischen Kriege: so ist ihm der Held seines Buches näher gerückt, um so mehr, weil es auch seine eigenen Vorfahren sind, gegen die sich die Angriffe des klügsten aller Römer richten sollen. Diese Lebensbeschreibung begleitet Caesar bis zum Ausbruch des Gallischen Krieges, wo die Lektüre einsetzt. Nach ihrer Beendigung erst findet jene ihren Abschluss.

VI.

20. April.

Eine weitere durchaus notwendige Einleitung ist sodann die geographische, wozu ja ohnehin das erste Kapitel Veranlassung bietet. Von Rom ausgehend hat der Lehrer zunächst eine allgemeine Übersicht des Weltreiches zu geben, und da bereits in Quarta römische Geschichte gelehrt worden ist, so kann dem Schüler begreiflich gemacht werden, wie gross die Gefahr für die Römer war, nochmals von Norden her überraunt zu werden, wie noch kurz vor Caesars Geburt 'unbesieglige' Legionen vernichtet worden waren, wie der cimbrische Schrecken den Lebenden zum Teil noch in lebhaftem Gedächtnisse nachzitterte, wie die merkwürdigsten Sagen und Gerächte in Rom die ohnehin durch Bürgerkriege gehetzten und überreizten Gemüter nicht zur Ruhe kommen liessen. Dem Lehrer wird es ein Leichtes sein, mit Hülfe von Livius den Schülern den furchtbaren Tag an der Allia aufs lebhafteste zu schildern, so dass die angeborene Neugier, die Mutter der Geschichte, den Knaben anspornt, dem gallischen Volke nachzugehen. Die geographische Einleitung darf nicht zu schablonenhaft sein; kurz zwar, aber lesbar und auch der jugendlichen Phantasie einige Nahrung bietend. Vortreffliches Material

bietet die Darstellung Napoleons III., dessen oro- und hydrographische Einteilung des Landes mit wenigen Strichen an der Tafel zu skizzieren ist, damit der Knabe auf die strategischen Wege, die natürlichen Hindernisse und Verteidigungslinien aufmerksam wird. Massilia, das gallische Rom, muss hervortreten und damit der Gegensatz der Provinz zu den freien Völkern. Diese letzteren sind in Gruppen zusammenzufassen und als in fortgesetztem Kampf um die Hegemonie darzustellen. Sodann muss der Knabe eine ihm fassbare Vorstellung von dem Gären und Bewegen unter den nicht zu festen Staaten geschlossenen Völkern in ganz Mitteleuropa gewinnen, dass ihm die Karte lebendig wird; es muss ihm mitgeteilt werden, dass viele Jahrtausende der Geschichte unserer Vorfahren uns gänzlich unbekannt sind, Jahrtausende, in denen ungeheure Ereignisse liegen, die wir nur ahnen können, die in den Völkern des Ariovistus aber in unzähligen Sagen und Gesängen fortlebten. Das einst an Zahl und Kraft übermächtige Keltenvolk, dessen Urgeschichte, Charakter und Sitten für den Knaben überaus anziehend sind, ist uns von den Alten so reichhaltig geschildert worden, dass man nur

hineinzugreifen braucht, um den Knaben zu fesseln.

Du lächelst — ich sehe es im Geiste. Versuch es! Es gehört zu meinen angenehmsten Lehrererinnerungen, wenn ich mir die aufhorchende Klasse vergegenwärtige, die mir die Worte von der Lippe las. Welche farbenprächtige Bilder, welche märchenhaft bestrickende Gestalten und Gruppen, Kämpfer zu Fuß und zu Ross, mit Streitaxt und Lanze beschäftigten die Phantasie des frischen Knaben, wie mutet ihn Wald und Strom an, wohin er seine Könige und Königinnen, Riesen und Zwerge, Drachen und Siegfriede versetzt. Mit diesen Völkern kämpfte Caesar!

Und nun ans Werk, an den Text!

Noch nicht! F. A. Wolff oder Gottfr. Hermann hat irgendwo gesagt, ehe man an den griechischen Homer heranginge, thäte man wohl, sämtliche Gesänge deutsch zu lesen. Ich halte das für richtig aus innern und Erfahrungsgründen, deren Darlegung mich hier zu weit führen würde. Auch für meinen Tertianer gewinne ich erst volles Verständnis, wenn er Übersicht hat. Zu dem Zwecke nehme ich aus der deutschen Stunde das Musterstück herüber, welches die gallische Geschichte behandelt, und lese es mit der Klasse durch. Für den helvetischen Krieg wähle ich etwa die Darstellung von Johannes von Müller, deren leichter Redefluss der Neigung des Knaben zusagt; er wird immer gespannter auf die Darstellung Caesars selbst.

Meine Ausgabe hat noch andere Einleitungen, doch darüber ein andermal. Ich wende mich nun zum Texte

Den Text verlange ich fehlerfrei, sauber, gross und deutlich genug auch für schwächere Augen, ohne jeden Kommentar. Die Kapitel-einteilung muss deutlich hervortreten, es gefällt mir auch, dass die indirekte Rede nach alter Sitte sich abhebe. Ich halte viel darauf, dass dieser Teil des Buches auch den Anforderungen der Schönheit, soweit ein Schulbuch darauf Anspruch hat, entspreche. Haben Lesarten gleiches

Recht, so nehme ich die deutlichste, nicht die knifflichste. In der Orthographie vermeide ich die verwirrenden Neuerungen, ebenso wie ich den Schüler nicht lesen lasse skillett sukkesum felikum und nichts dagegen habe, wenn wir auch weiterhin von Faktionen (statt des richtigen fakt-ionen) reden und unsern Autor nach wie vor Zäsar und nicht Käsar nennen. Vielleicht kommts einmal anders. Die volle Musik der lateinischen Periode mit ihrem Zauber zu hören, muss ich bei unsrer falschen Aussprache allerdings aufgeben, wie auch wohl niemand mehr, selbst nicht der gelehrteste und begeistertste Altphilologe den Homer lesen wird, wie Pisistratus, Perikles oder Alexander. Dass ich den Kommentar unter dem Text verwerte, thue ich unter Billigung vieler pädagogischer Auktoritäten u. a. auch verschiedener Direktoren-Konferenzen. Entstellte es den Text nicht zu sehr, so würde ich die Quantität jedes Vokals bezeichnen, auch die Naturlänge der Position. Darin wenigstens sollte unser Lesen genauer werden, da wir heute auf halbem Wege stehen bleiben. Vielleicht thütte man gut, den Text noch einmal klein mit der Quantität zum Nachschlagen abzudrucken.

Da ich bei der Lektüre die Erfassung der Thatsachen, die geschichtliche Entwicklung für das Notwendigere halte, dem die Zugaben und Erklärungen, so wichtig sie auch für die formale Bildung sein mögen, vorarbeiten, so versteht sich von selbst, dass ich das Werk vorn und nicht in der Mitte anfrage. Du hast ja vollkommen recht, wenn Du mich auf die Schwierigkeiten der oratio obliqua im 1. Buche hinweistest. Wenn auch! Ich bin meist recht gut damit fertig geworden. Erst den Stoff zerschneiden und ihn dann wieder zusammensetzen, ist Abderitenarbeit und erinnert an den Terenzischen Ausdruck *obsitus pannis*. Das Wesentliche der oratio obliqua hat der Knabe schon beim Accusat. e. Infin. gelernt, und wenn ihm bei der ersten Lektion des B. G. auch noch nicht die Regeln über die Folge der Zeiten,

die Konjunktive in Frage- und Nebensätzen, die Unterschiede zwischen ipse und dem Reflexivum vollständig in Fleisch und Blut übergehen: den Sinn kann ihm der Lehrer durchaus klar machen; lernt man dann noch das eine oder andere Kapitel auswendig, so wird recht bald auch grammatisches Verständnis und Gefühl für den berühmten color Latinus eintreten — beiläufig eine nicht unbedenkliche Farbe, da die Besitzer sie auch an verkehrten Stellen, z. B. in ihrer Muttersprache anwenden. Grade die Kapitel, wo der Inhalt der Äußerungen Ariovists und Caesars angegeben werden, bringen Leben in die Darstellung und Zusammenhang in die Geschichte. Dass beim Übergange nach Sekunda bereits volle Sicherheit in der Anwendung der Hauptregeln der Syntax erreicht sein müsse, ist eine der Erfahrung — auch der bessern Lehrer an Gymnasien — widersprechende Forderung, wie u. a. Oberlehrer Heynacher in der sehr beachtenswerten Programmabhandlung des Gymnasiums zu Norden 1881: „Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauche Caesars im bellum Gallicum für die Behandlung der Latein. Syntax in der Schule?“ ausführt. Nicht dadurch, dass man den Schüler der Untertertia in der oratio obliqua, zu der die Lektüre selbst anregt und herausfordert, heimisch macht, überhastet man seine Tragfähigkeit, sondern dadurch, dass man im Caesar nie vorkommende Regeln lehrt und verlangt. „Der junge Lehrer“, sagt Heynacher, „lässt fieri potest ut in der grammatischen Stunde lernen, ebenso ut nach contingit, evenit, usu venit, sequitur, proximum est, restat, reliquum est, superest extremum est. Alle diese Konstruktionen finden sich nicht ein einziges mal im bellum Gallicum I—VII. Welchen Schweiss kostet die Einübung des holden tantum abest ut-nt, welches sich ebensowenig findet! Welche Mühe giebt sich mancher bei Gelegenheit der irrealen (!) Bedingungsätze, den von einer Konjunktion abhängigen Konjunktiv perfecti der conjunctio periphrastica im Folgerungssatz einzutüben! Wie der Parade-

marsch in Kompagniefrent den feierlichen Akt der Bataillonsbesichtigung krönt, so wird dieser im bellum Gallicum nie vorkommende schwierige Sprachgebrauch bei hohen Besuchern vorexerziert. Und welcher denkende Lehrer wird nicht auch gegenüber manchen Regelsammeln und dem Verfasser Recht geben müssen in der Klage: „Man spricht von der Bedeutung des lateinischen Unterrichts für die Verstandesbildung und duldet solche unwissenschaftlichen, die heterogensten Begriffe zusammenwerfenden Regeln. Damit fördert man lediglich die Gedankenlosigkeit der Schüler“. Übrigens gehört die Erledigung lateinischer Grammatik erst in die Untersekunda, wo überhaupt ein Abschluss stattfindet, auch an Gymnasien.

Wenn ich so der Meinung bin, dass die „grammatische Denkarbeit“ zu beschränken ist, so wünsche ich andererseits eine über die gewöhnliche Art hinausgehende Berücksichtigung der dem Lateinischen überhaupt und dem Caesar insbesondere eigentümlichen Satzform und Satzgliederung, der Lehre von der Periode. Ich weise es wohl, dass man darin leicht zu weit geht; aber um das Nachdenken über den deutschen Stil zu fördern, muss der Gegensatz von deutscher Beiordnung und lateinischer Unterordnung dem Schüler schon früh einleuchtend gemacht werden, die grössere Entwicklung des lateinischen Verbum infinitum gegenüber dem Reichtum der deutschen Sprache an abstrakten Substantiven, die Leichtigkeit relativischer Anknüpfung, vor allem die Notwendigkeit der Verwandlung lateinischer Satztheile (Participium coniunctum und absolutum, Ablativus absolutus) in deutsche Sätze, das Bedürfnis, Anschwellung und Schwerfälligkeit lateinischer Perioden durch Zerlegung oder leichtere, losere Verbindung zu beseitigen: das alles muss dem jungen Denker von Stunde zu Stunde mehr zum Bewusstsein kommen; dadurch wird er genötigt zum Verändern und Vertauschen der Sätze und Satzformen und zur Abwägung verwandter Arten des Ausdrucks. Der Probier-

stein für das Mass der Erkenntnis im einzelnen, wie der Sprache als belebtes und eigenartig gegliedertes Ganzes ist die Übersetzung (interpretatio). Der Schüler soll sofort darauf hingewiesen werden, dass er an die Stelle des color Latinus den color Germanicus aufzutragen hat, dass er nicht Wort für Wort übersetzen, sondern dass er verdeutschten soll, so weit es natürlich möglich ist; denn in gewisser Beziehung hat ja Wilhelm von Humboldt mit seiner Behauptung recht, dass alles Übersetzen nur ein Versuch zur Lösung einer unmöglichen Aufgabe sei. Die besten Übersetzungen sind eher Umstilisierungen, Umdichtungen zu nennen; man muss einem Franzosen, der kein Gretchen im Bereich seiner Nationalität hat, nicht abverlangen, dass er den nur deutschem Sinn erkennbaren Zauber des Goetheschen Deutsch wiedergebe. Aber der Schüler kennt solche Feinheiten nicht; er weiss nur, dass seine Sprache ihm besser zu Herzen geht, und dabei soll er bleiben; all das Gerede von der Unvollkommenheit unseres Idioms gegenüber den pelagischen Sprachen ist Thorheit. Ich höre es viel lieber, wenn der Lehrer sagt: Siehst Du, mein lieber Junge, jetzt, wo Du den Lateiner mit Deinem ‚geliebten Deutsch‘ umkleidet hast, erscheint er Dir anmutend und schön, als: Hier ist die lateinische Sprache schöner und genauer als die unsrige; die deutsche consecutio temporum wäre für den logisch denkenden Römer ein Schrecken gewesen u. dgl. Lehren wir unsere Kinder doch unsre Sprache, d. i. unsre Seele, hochachten, nicht bekritteln. Wir haben eine

deutsche Schule, in der wir wälsches Wesen uns dienstbar machen, nicht aber überwuchern lassen wollen. Wenn das Vaterland nicht vor allem, was er liebt, das Höchste ist, den achte ich für nichts, heisst es in der Antigone des Sophokles. Nur solche junge Männer, welche am Ende der Schulzeit ihrer Muttersprache so weit kundig geworden sind, dass sie dieselbe in gewandter, weder schülerhafter noch platter Weise sprechen, lesen und schreiben können, welche ferner, zugleich mit den Wörtern, Stämmen und Wendungen, den Reichtum der Litteratordenkmäler kennen und schätzen gelernt haben und in das geistige Leben und Weben ihres Volkes eingeweiht worden sind, nur solche verdienen ein Zeugnis der Reife. Dieser Aufgabe soll nicht nur der Unterricht im Deutschen dienen, sondern mehr oder weniger jeder; ganz gewiss aber auch der in den fremden Sprachen, alten wie neuen. Nicht oft genug kann jenes kräftige von Aristoteles, Plutarch, Cicero und andern Patrioten wiederholte Wort in Erinnerung gebracht werden, das der für seine Heimat todesmutige, helmumflatterte Hektor dem ängstlichen Polydamas entgegenschleudert: Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu errctten! Zeit und Papier sind zu Ende und der Frühling lockt zum Wandern; da ich aber noch vieles sagen könnte, was zu unserm Thema gehört und vom Landläufigen abweicht, so schliesse ich, auch schon der Zierlichkeit und Vornehmheit wegen, mit dem griechischen Worte: Ta d'alla sigō!

Franz Cramer.



BOUND

JUN 30 1927

**UNIV. OF MICH.
LIBRARY**



FOUND

JUN 30 1927

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 07476 8311

